

Bücherbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **65 (1969)**

Heft 1/2

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

6. Internationaler Volkskunde-Preis «Giuseppe Pitre»

In dem Bestreben, das Werk Giuseppe Pitre zu ehren, schreibt die «Azienda Autonoma di Turismo di Palermo e Monreale» einen Wettbewerb um den 6. internationalen Volkskunde-Preis «Giuseppe Pitre» aus, und zwar für ein Buch, das zum Studium und zur Geschichte der Volkstumstraditionen irgendeines Landes der Welt beiträgt. Der Preis beträgt L. 1 000 000. Der Wettbewerb steht allen Wissenschaftlern ohne irgendwelche Einschränkung bezüglich der Nationalität offen. Zu dem Wettbewerb sind die ab 1. Januar 1967 erschienenen Veröffentlichungen zugelassen, die noch nicht in vorhergehenden Wettbewerben vorlagen; das Datum des Druckes der in Betracht kommenden Veröffentlichung ist für die Annahme massgebend. Die am Wettbewerb beteiligten Bücher dürfen nicht später als am 30. September 1969 bei der «Azienda Autonoma di Turismo di Palermo e Monreale», Sezione Premio Pitre, Villa Igea, Palermo, eingehen, und zwar in 5 Exemplaren zusammen mit einer Teilnahmeerklärung des am Wettbewerb beteiligten Verfassers sowie dessen Anschrift und Geburtsort. Die eingesandten Bücher werden nicht zurückgesandt. Die für den Wettbewerb am Internationalen Preis «Pitre» bestimmten Bücher müssen mit dem Vor- und Nachnamen des Verfassers versehen sein. Die Prüfungskommission besteht aus einem Präsidenten und 6 Mitgliedern (ernannt von der «Azienda Autonoma di Turismo di Palermo e Monreale»); einer von ihnen ist der ständige Generalsekretär des Preises, der mit ausschlaggebendem Stimmrecht die «Azienda Autonoma» vertritt. Auf Grund der Prüfungsergebnisse der am Wettbewerb beteiligten Werke bleibt der Prüfungskommission das Recht vorbehalten, den Pitre-Preis einem Wissenschaftler von internationalem Ruf zuzusprechen, auch wenn dieser selbst sich am Wettbewerb nicht beteiligt hat. Die Namen der Mitglieder der Prüfungskommission werden bis zum 31. Mai 1969 bekanntgegeben. Die Preisverteilung findet im November 1969 in Palermo statt.

Bücherbesprechungen - Comptes-rendus de livres

Bibliographien, Zeitschriften, Sammelwerke

Nederlandse Volkskundige Bibliografie. Systematische registers op tijdschriften, reekswerken en gelegheidsuitgaven. Deel VI: Eigen Schoon en De Brabander (1911-1960) door *Lea Peeters*. Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1968. XXXVII, 503 S.

In der Reihe der von K. C. Peeters mit bewundernswerter Energie geförderten Bibliographiebände wird wieder eine Zeitschrift in umfassender und gewohnt zuverlässiger Weise exzerpiert und übersichtlich geordnet. Die Bearbeiterin dieses Bandes ist *Lea Peeters*. 1911 erschien erstmals die Zeitschrift *Eigen Schoon*; der Initiant und Redaktor war Jan Lindemans. Seine Verdienste werden von Lea Peeters in ihrer Einleitung gebührend gewürdigt. Die Monatszeitschrift musste 1914 wegen des Krieges ihr Erscheinen einstellen; von 1919 bis 1925 erschien sie – inhaltlich sehr ähnlich – unter dem neuen Titel *De Brabander*, diesmal hauptsächlich geleitet von Maurits Sacré. Von 1926 an (bis heute) wurde dann die Herausgabe neu gestaltet, und man einigte sich auf den gemeinsamen, neuen Titel *Eigen Schoon en De Brabander*. Es handelt sich um eine regionale Heimatzeitschrift, die dank ihrer vorzüglichen Redaktoren auf hohem Niveau steht; der Anteil der volkskundlichen Aufsätze ist recht beachtlich. In ihrer Einleitung gibt Lea Peeters eine gründliche Untersuchung über Entstehung, Programme, Gebietsbegrenzungen, Mitarbeiter und Herausgeber von jeder der drei Zeitschriften-Serien, was sich in diesem besonderen Fall mit grosser Ausführlichkeit bewerkstelligen liess, als einzelne Hefte zusammenfassende Berichte über längere Bestehenszeiten enthalten. Auch über die Wirksamkeit und Bedeutung der fünf wichtigsten Mitarbeiter erhalten wir sorgfältige Unterlagen: Jan Lindemans, Henri De Vis, Maurits Sacré, Constant Theys und Paul Lindemans. Der eigentliche bibliographische Teil umfasst 3857 Nummern, wobei die Besprechungen inbegriffen sind. Den Beschluss bilden Verfasser- und Sachregister.

Wildhaber

R. Van der Linden, Oostvlaamsche Zanten (1926–1960). Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1968. XXX, 341 S. (Nederlandse Volkskundige Bibliografie; Systematische Registers op Tijdschriften, Reekswerken en Gelegenheidsuitgaven, 7).

Von der auf 10 Bände und einem zusätzlichen Registerband geplanten, grossangelegten belgischen Bibliographie der volkskundlichen Zeitschriftenartikel liegt bereits der siebte Band vor. Er ist wieder mit bekannter Sorgfalt durchgeführt; wohltuend ist die strikt gleichmässige Anlage aller Bände trotz der jeweiligen verschiedenen Bearbeiter. Das Schema der Internationalen Bibliographie ist für die besonderen Zwecke nochmals verfeinert worden; dabei ist aber die prinzipielle Haupteinteilung voll gewahrt geblieben. Wir halten diese Berücksichtigung regionaler Sonderinteressen für ebenso gerechtfertigt wie das mehrfache Erscheinenlassen desselben Titels unter verschiedenen Rubriken; denn diese Bibliographien müssen ja ein wirklich praktisches Arbeitsinstrument sein, um ihren Zweck gut erfüllen zu können. In dieser Hinsicht muss sich die Internationale Bibliographie aus Platzgründen leider Zurückhaltung auferlegen, die durchaus nicht immer erfreulich und nützlich ist, aber in Kauf genommen werden muss. – Der Herausgeber des vorliegenden Bandes würdigt im Vorwort die Leistungen des ostvlamischen Gebietes in volkskundlicher Hinsicht: seine Forschungen, Zeitschriften, Werke. Die bedeutendste Zeitschrift «Oostvlaamsche Zanten» ist 1926 gegründet worden; ihre Entwicklung und Aufgabe von 1926 bis 1960 werden ausführlich verfolgt und beschrieben. Der massgebende Redaktor während dieser Zeitperiode war Fernand Van Es aus Aalst. Bedeutsame Beiträge waren – nach Ausweis des Verfasser-Registers – Paul De Keyser, Jules Pieters, J. Vermeulen und F. Van de Vijver. Die Zeitschrift versuchte immer, neben den regionalen Interessen, die Ausweitung auf überregionale Gebiete; auch hievon legen die Register Zeugnis ab.

Wildhaber

Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde, herausgegeben von *Walter Hävernick* und *Herbert Freudenthal*. Bd. 11, Hamburg, Museum für Hamburgische Geschichte, 1967. 191 S. und 23 Taf.; Bd. 12, 1968. 293 S., 5 Taf. und 3 Kart.

Es gibt Periodika mit ansteckenden Ermüdungserscheinungen; bei der Lektüre der neuen Bände des hamburgischen Jahrbuches entfällt nicht nur ein solcher Effekt, sondern der Rezensent ist versucht, gegenüber den früheren Jahrgängen ungerecht zu sein, wenn er die Bände 11 und 12 als besonders gelungen und wertvoll bezeichnet. Wieder haben die Herausgeber zu den bisherigen Autoren neue Mitarbeiter finden können. Um sie zuerst vorzustellen: *Susanne Schenda* berichtet (Bd. 11) mit klugen Bemerkungen von einem Sonderzweig der gegenwärtig grassierenden Sammelwut, von der französischen «Copocléphilie»: Vorwiegend Jugendliche tragen Schlüsselanhänger verschiedener Gestalt zusammen, die Industrie fördert dieses Sammeln zu Propagandazwecken, und den Sammlern steht sogar eine eigene Zeitschrift zur Verfügung. Dass sich das alles auf die Nachbarländer übertragen wird, ist zu erwarten. – *Gisela Jaacks* stellt (Bd. 12) einen 1667 in Hamburg gedruckten Briefsteller in den Rahmen dieser Sonderform käuflicher Verhaltensvorschriften. – Für die Sagengeschichte und als weiteres Zeugnis für unbegründete Klischeevorstellungen bedeutsam ist die reichdokumentierte Abhandlung von *Willi Schulz-Lückow* (Bd. 12) über die angebliche Sitte der Wenden, alte arbeitsunfähige Leute umzubringen; eine Nachricht aus der Humanistenzeit ist viel später erst volkstümlich und als Beweis für den «Volkscharakter» der Wenden beliebt geworden. – Rein deskriptiv gehalten, aber reich an unschätzbaren Angaben über die Jahresbräuche ist ein Aufsatz von *Peter Wiepert* über die Ostseeinsel Fehmarn (Bd. 12). – Im Norden und im Süden Deutschlands hat *Ulf Jöde* (Bd. 11) Materialien zum Repertoire von Spieldosen um 1900 gesammelt und bei dieser Gelegenheit feststellen können, was die Generation jener Epoche gerne hörte. – Was sie gerne sah, das analysiert *Wolfgang Brückner* im Aufsatz «Kleinbürgerlicher und wohlstandsbürgerlicher Wandschmuck im 20. Jahrhundert» (Bd. 12) nach selbstgesetzten hohen methodischen Ansprüchen, zu denen u.a. die Aufgabe gehört, der Geschichte der «Bildfabriken» nachzugehen. Nach den pointiert formulierten Aus-

führungen darf man auf weitere Ergebnisse der von Brückner inaugurierten «Soziologie der Geschmacksbildung» gespannt sein.

Um nun zu den bereits bewährten Mitarbeitern überzugehen: *Karl Veit Riedel*, dem wir schon Untersuchungen über Film, Fernsehen und Reklame in ihrer volkskundlichen Bedeutung verdanken, legt nun im 11. Band Entscheidendes zum Thema «Tagespresse und Volkskunde» vor, und im 12. Band wagt er sich an das dokumentarisch schwerer fassbare Phänomen des Radios. Auch hier ist neben anderem die Geschmacksbildung von grossem Interesse. Verdienstvollerweise stellt Riedel reichhaltige Literaturangaben für allfällige weitere Bearbeiter zur Verfügung. – Aus *Herbert Freudenthals* wieder überlegenen formulierten «Volkskundlichen Streiflichtern auf das Zeitgeschehen» nennen wir hier nur Hinweise auf den Rückgang der Firmenfeste (Bd. 11) und auf Statistiken über Freizeitgestaltung (12). – *Wilhelmine Jungrathmayr*, die sich schon mehrmals um Darstellung katholischer Einsprengsel in Norddeutschland verdient gemacht hat, schildert (Bd. 12) die Wiederaufnahme einer seit der Reformation abgegangenen Wallfahrt nach Bordesholm (Schleswig-Holstein). – Und nun nach der Methode des Achtergewichts eingestuft: *Walter Hävernicks* schliesst im 11. Band mit einem dritten Aufsatz das Thema «Kinderkleidung und Gruppendeistigkeit» ab, indem er «Kleider und Kleidersitten» von Hamburger Schülern aus verschiedenem Milieu für 1965 synchronisch darstellt und mit reichem photographischem Material illustriert. Der Rezensent hat unter einem heute selbstverständlichen Zwang auf diesen Klassenphotos auch die Frisuren der abgebildeten Knaben und Jünglinge ins Auge gefasst, und Hävernicks selber ist im Text auf die Sache eingegangen: «'Mähnen' (Beatle-Frisuren) zeigen sich nur bei den 13jährigen der Volks- und den 15jährigen der Mittelschule.» Das waren also erst Vorboten der Haarexplosion, die seither Hamburg so wenig verschont hat wie die Schweizer Städte. Die «neue Zeit» kündigt sich für die untere Körperhälfte in der Bemerkung eines klugen Gymnasialrektors, der auch sonst öfters zitiert wird, ebenfalls gerade an: «Neue Hosen gehören nicht in die Schule... Je verwaschener die blue-jeans, desto zünftiger.» – Das Thema «Tracht», mit dem sich Hävernicks seit vielen Jahren als eigentlicher Pionier beschäftigt, ist heute gerade auf dem maskulinen Sektor so vielschichtig geworden, dass wir hoffen, er möchte es doch noch nicht ad acta legen. Er hat ihm im 12. Band allerdings in anderer Weise die Treue gehalten, mit dem Aufsatz über «Die temporären Gruppentrachten der Schweiz um 1790», der nur die Leser überraschen wird, die von Hävernicks kenntnisreicher Liebe zur Schweiz nichts wissen. Als er vor einigen Jahren die 125 im Berner Historischen Museum ausgestellten, zwischen 1788 und 1797 von Josef Reinhart gemalten Trachtenbilder sah, erkannte er in ihnen Zeugnisse von einmaligem Aussagewert, und er stellte sich die Aufgabe, sie zu interpretieren. Der vorliegende Aufsatz geht mit verschiedenen Vorurteilen der bisherigen Trachtenforschung freundlich und zugleich streng ins Gericht. Die beigegebenen Karten, auf denen Hävernicks eingetragen hat, wo Reinhart arbeitete und wo ihm reine oder partielle Sondertrachten begegneten, zeigen, dass die Vorstellung, Trachtenzonen seien Reliktzonen, für das Ende des 18. Jahrhunderts unhaltbar ist, dass somit andere Motive die Erhaltung begünstigt haben müssen. Entscheidendes Gewicht kommt offensichtlich dem lokalen und regionalen Sonderbewusstsein zu. Hävernicks übergibt die Aufgabe, «dies alles näher zu untersuchen», der schweizerischen Forschung, die ihm für seinen Aufsatz zu grossem Dank verpflichtet ist. Eine leichte Aufgabe wird das nach seinen scharfsinnigen und weitgespannten Ausführungen nicht sein können.

Trümpy

Altonaer Museum in Hamburg. Jahrbuch 6 (1968). 254 S., Abb. (Verlag Dr. Ernst Hauswedell & Co., Hamburg).

Das vorliegende Jahrbuch des Altonaer Museums erweist sich erfreulicherweise als volkskundlich recht ergiebig. Der Direktor des Museums, *Gerhard Wietek*, eröffnet es mit dem Vortrag, den er anlässlich der Eröffnung der neuen Abteilung «Schiff und Kunst» gehalten hatte; es geht hier im wesentlichen um Schiffsmodelle und Votivschiffe und um kunstvoll verzierte Teile des Schiffes, ganz besonders um Galionsfiguren. – Das Museum konnte eine geschlossene Sammlung von Druckgraphik des 17. und 18. Jahrhunderts über

den Walfang erwerben. *Joachim Münzling* breitet 16 dieser Blätter vor uns aus und kommentiert sie; zugleich gibt er uns einen Abriss der Geschichte der Grönlandfahrten und der Walfischfängerei. – *Josef Holey* berichtet über die Glasarm-Hängeleuchter im Jenisch-Haus, einer in einem prächtig gelegenen Park sich befindlichen Aussenstelle des Museums. Es handelt sich um Leuchter, die im 18. Jahrhundert von Glashändlergenossenschaften in Steinschönau in Nordböhmen vertrieben wurden. Sie wurden dann später in Belgien kopiert (Ein solcher Leuchter hängt ebenfalls im Jenisch-Haus). – *Manfred Meinz* macht uns in zwei Aufsätzen mit Schiffsmodellen bekannt: einmal mit einem kunstvoll verfertigten silbernen Tafelaufsatz in Schiffsform aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, und dann mit drei Schiffsmodellen aus Knochen, die um 1800 und etwas später hergestellt wurden; zwei dieser Modelle dürften während der Napoleonszeit von französischen Kriegsgefangenen in England geschnitzt worden sein. – Aus den Magazinräumen des Museums sollen sieben Dingstöcke aus Schleswig-Holstein neu ausgestellt werden. *Arnold Lühning* benützt diesen Anlass, um uns eine vorzügliche Abhandlung über die Verbreitung und Funktion des Dingstocks in Schleswig-Holstein vorzulegen. Diese Stöcke dienten als Benachrichtigung zur Einberufung der Bauern für eine Dorfversammlung. Lühning geht in der Alterszuweisung und in der Ausdeutung mit aller Vorsicht vor; er verneint ihr Herkommen aus germanischem, nebelhaftem Altertum, sondern legt ihr nachweisbares Erscheinen in das 16. Jahrhundert. – Der letzte Aufsatz beschäftigt sich wieder mit einer Aussenstelle des Museums, mit dem herrlichen Rieck-Haus in Curslack (die Bezeichnung «Vierländer Freilichtmuseum» für den Hof dürfte im Moment wohl noch etwas utopisch sein). Dort steht eine der früher sehr zahlreichen Feldentwässerungsmühlen. Über ihre Bedeutung und Konstruktion orientieren uns sehr eingehend *Paul Gädtgens* und *Gerhard Kaufmann*. Wildhaber

Der Museumsfreund. Aus Heimatmuseen und Sammlungen in Baden-Württemberg. Hrsg. im Auftrag der Staatlichen Ämter für Denkmalpflege in Baden-Württemberg vom Württembergischen Museumsverband Stuttgart in Zusammenarbeit mit den badischen Heimatmuseen. Kommissionsverlag Hermann Rösler Verlag, Postfach 1470, D-706 Schorndorf. Heft 10/11 (1969). 180 S., 210 Abb. .

Das ganze Heft ist gefüllt mit dem 2. Teil des Aufsatzes von *Albert Walzer* über die baden-württembergischen Bauernmöbel. (Zum 1. Teil siehe SAVk 64 [1968] 168). Dieser ganz hervorragende, systematische Möbelüberblick ist damit beinahe abgeschlossen; nur einige kleinere Ergänzungen sind einem späteren Heft vorbehalten. Wir können wieder das feinfühligste Verständnis des Kunsthistorikers Walzer für rein volkskundliche Fragestellungen bewundern; ebenso sind wir dankbar für die Fülle von sorgfältig ausgesuchten Abbildungen, die in glücklichster Weise den Text ergänzen. Das Hauptgewicht der Darstellung liegt bei den Truhen und Betten. Es werden bei jeder einzelnen Möbelgruppe die verschiedenen Bezeichnungen in schriftdeutscher Sprache und im Dialekt angeführt. Weiter werden untersucht Zweck, Verwendung und Standort im Haus, danach die Konstruktion und besonders ausführlich die dekorative Behandlung. Truhen haben sich auf dem Lande bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gehalten; für bürgerliche Haushalte ist schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts keine Truhe mehr angefertigt worden. Beim Kapitel «Bettstatt» werden die Himmelbetten eingehend behandelt: die Vorhänge um das Bett, die verschiedenen Konstruktionstypen und der eigentliche Baldachin mit seiner Ausmalung. Einen Abschnitt für sich erhalten die «Fussnetzkästen», die niederen Schränke vor der Fussendwand des Bettes, die zur Aufbewahrung der Bettwäsche dienen; sie finden sich hauptsächlich im Bereich von Ulm. Auch bei den Wiegen werden die verschiedenen Typen gezeigt. (Der abgebildete Längsschwinger gehört nicht in den süddeutschen Raum; er dürfte möglicherweise durch eine Heirat als Einzelfall in den Süden gelangt sein). Es folgen die Behälter für Trink- und Essgeschirr (Dressoir, Stubenkasten), der Küchenschrank, der Tisch als Esstisch und als Küchentisch, und zuletzt die Sitzmöbel, und zwar in ihrer Anordnung um den Tisch herum und um den Ofen, also Bänke, Hocker, Stühle, Schemel. Die Literaturverweise sind auf das deutsche Sprachgebiet beschränkt; meist beziehen sie sich nur auf den behandelten Raum. Wildhaber

Keyzers Kunst- und Antiquitätenbuch, Band 3. München, Keyzersche Verlagsbuchhandlung, 1967. 480 S. mit 16 Farbtafeln und 32 Schwarzweissabbildungen.

In dem Masse, wie der Antiquitätenhandel und breitere Sammlerkreise in den letzten Jahren sich dem Gebiet der Volkskunst zuwenden, macht sich immer mehr das Bedürfnis nach wissenschaftlicher Orientierung geltend. Es ist deshalb sehr erfreulich, wenn ein massgebendes Fachbuch in seinem neuesten Band auf diesem Sektor führenden jüngeren Fachleuten das Wort gibt. Es sind vor allem auch die an Museen tätigen Spezialisten, welche sich auf Grund ihrer Sammel- und Inventarisierungstätigkeit hiezu kompetent äussern können. So kommt in sechs Beiträgen wichtiges volkskünstlerisches Sachgut zur Darstellung. *Bernward Deneke* vom Germanischen Museum Nürnberg behandelt in einem konzisen Grundriss die «Bauernmöbel» mit besonderer Berücksichtigung des süddeutschen Raumes, wobei allerdings den Erzeugnissen schweizerischer Regionen nicht Erwähnung getan wird. – Von *Lenz Kriss-Rettenbeck* stammt die Abhandlung über die «Weihe- und Votivbilder», in die natürlich auch die Votivgaben einbezogen sind. Wie zu erwarten war, gelingt es ihm, dieser in letzter Zeit viel diskutierten Materie neue Aspekte, besonders bezüglich der Spielformen des Votivbrauchtums, abzugewinnen und neue Probleme aufzuzeigen. – Mit der eigentlichen Imagerie populaire befasst sich *Wolfgang Brückner*, wenn er die Hinterglasmalerei nach der Seite der Produzenten und Konsumenten erschöpfend und eindrucklich beleuchtet und dann zum Thema der Andachtsgraphik den bedeutendsten Beitrag seit Spamer leistet. Für die Hinweise auf Kopien, Imitationen und Fälschungen beim Hinterglasbild ist man besonders dankbar. Die ganze vorhandene Spezialliteratur wird nicht nur angeführt, sondern sehr geschickt und fruchtbar ausgewertet. – Dies gilt auch von den Artikeln, welche mehr sachkulturelle Gegenstände mit volkskünstlerischem Einschlag behandeln, wie jener von *Paul Stieber*: «Deutsches Hafnergeschirr» mit ganz genauen Angaben über die verschiedenen Herkunftsgebiete für Sammler und Liebhaber. – Auch *Lydia Bayer* kann für ihr reizvolles Spezialgebiet «Altes Spielzeug» aus reicher Sammler- und Museumserfahrung heraus natürlich aus dem Vollen schöpfen. Ausser einem klugen Überblick über die vielfältigen Spielzeugtypen bietet auch sie wertvolle Anmerkungen zu Preisen und Restaurierungsmöglichkeiten.

Generell liegt der Reiz dieser Arbeiten darin, dass auf theoretische Einführungen meist verzichtet wurde zugunsten stoffreicher und sachlich gut gegliederter Übersichten, die eine solide Orientierung über alle Detailfragen zulassen. W. Tobler

Kolloquium balticum ethnographicum 1966. Vorträge und Berichte der internationalen Tagung in Berlin und Stralsund. Hrsg. von *Reinhard Peesch* und *Wolfgang Rudolph*. Berlin, Akademie-Verlag, 1968. 221 S., Abb. (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 46).

Das Thema des Kolloquiums war, wie Wolfgang Steinitz in seiner Begrüssung ausführte, die materielle Volkskultur der Ostsee-Küstenlandschaft im Wandel des 19. Jahrhunderts. Für diesen übergeordneten Kulturraum haben 19 Forscher aus den Anliegerstaaten ihre Beiträge im vorliegenden Tagungsbericht veröffentlicht. Nicht nur weil es sich um Lebensbedingungen handelt, die von der Natur gegeben sind und höchstens national differenziert ausgenützt werden, sondern auch weil es um interethnische Beziehungen mit Herausbildungen von sozial interessanten Gesellschaftsformen geht, ist dieser Tagungsbericht so aufschlussreich. *Ole Crumlin-Pedersen* berichtet allgemein über die nordische maritim-historische Arbeitsgruppe mit ihren Forschungen über Boote, Schiffsbau und Seefahrt. Es ist zu erwarten, dass sich einige Aufsätze ausschliesslich mit der Fischerei beschäftigen, so *Saulvedis Cimermanis* mit lettischen Binnenfischereigeräten (kleine Geräte bewahren regionale Unterschiede besser, weil sie gewöhnlich der verbotenen Privatfischerei der Bauern dienen), *Longin Malicki* mit Störspiessen aus dem Weichselmündungsgebiet, *Wolfgang Rudolph* mit dem Strukturwandel im Bootsbauhandwerk Vorpommerns und Mecklenburgs (die Herstellung der kleinen Boote ging in einer urtümlich anmutenden Kombination von «Bauen und Höhlen» vor sich) und *Ingemar Atterman* über die Seefischerei der schwedischen Provinz Blekinge. In weiteren Berichten werden

die Organisationen des Fischfangs und die sozialen Verhältnisse der Fischer geschildert. *Jadwiga Kucharska* untersucht die Wandlungen in der Dorfgemeinschaft eines Stranddorfes innerhalb der letzten 20 Jahre; es erweist sich, dass es vor allem um eine Erweiterung der Berufsgruppen geht und dass die Unterschiede in sozialer Hinsicht zwischen Fischern und Bauern unverändert bestehen bleiben. Diese Unterschiede weist auch *Olof Hasslöf* auf mit der Arbeit über agrare und maritime Siedlung. Die Organisation der Fanggenossenschaften, die Besitzverhältnisse und die Verteilung des Fanges werden von *Dietrich Treide* beschrieben im Zusammenhang mit nordfinnischer Lachsfischerei. Ganz besonders sei die Studie von *Kustaa Vilkuna* herausgehoben, der die rechtlichen Verhältnisse bei einem saisonmässigen Fischplatz auf einer Klippeninsel mit Selbstverwaltung der Fischer untersucht. Die Beziehungen der nordestnischen Küstenbewohner zu Finland (Kartoffeln, Salz, Spiritus, aber auch Sprache und Hausbau) beschreibt *Arved Luts*. Ganz allgemein müssen die Fischer nach einer weiteren Erwerbstätigkeit suchen. Das kann so geschehen – wie es *Bjarne Stoklund* für die dänische Insel Læsø darstellt –, dass der Mann Fischer ist und die Frau Ackerbäuerin (der Hof vererbt sich entsprechend auf der Frauenseite), oder der Mann wird zum nebenberuflichen Handwerker und zum wandernden Händler. Für die Verhältnisse auf estnischen und Ostsee-Inseln (Steinbrechen, Kalkbrennen, Teerbrennen, Holzbearbeitung, Sensenherstellung, Wandergewerbe) beschreibt dies *Ants Viies*. Die Bedeutung der ländlichen Handwerker für die Entwicklung der litauischen Volkskultur hebt *Vacius Milius* hervor (die Handwerker waren Deutsche, Letten, Juden und Russen). Das interessante Problem der handwerklichen Tradierung im Bereich der Seestädte – und damit der Auseinandersetzung der Handwerker in der Stadt und auf dem Land – wird von *Reinhard Peesch* aufgegriffen. Noch einmal kommt das Problem der Tradierung zur Sprache, aber diesmal am Beispiel der Pfluggeräte Norddeutschlands, wobei *Ulrich Bentzien* in seinem höchst aufschlussreichen Beitrag nachweisen kann, wie die kameralistisch-ökonomische Literatur des 18./19. Jahrhunderts in einer beachtlichen Diskrepanz zur landwirtschaftlichen Realität steht, womit allerdings – wie der Verfasser betont – nicht die Literatur abgewertet werden, sondern nur in ihren richtigen Bezügen gesehen werden soll. Über die Rolle der deutschen Ackerbaugeräte beim Übergang zur industriellen Landwirtschaft in Lettland orientiert *Heinrich Strods*, vor allem anhand von guten Bildern über Pflug und Egge. Aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen mit Filmdokumentationen und bäuerlichen Techniken greift *Arnold Lübbing* das Thema der Tauwerkherstellung heraus. – Zwei Beiträge stammen von russischen Autoren. Wildhaber

Československá vlastivěda. Díl 3: Lidová kultura. Prag, Orbis, 1968. 783 S., zahlreiche Abb. und Farbtaf.

Während die grossen, zusammenfassenden Volkskunden der slavischen Völker bis anhin meist das Werk eines einzigen Gelehrten waren – ich nenne etwa Moszyński (leider noch nicht übersetzt), Zelenin, Schneewis, Vakarelski (eben in deutscher Übersetzung herausgekommen) – ist die neu erschienene tschechoslovakische Volkskunde das Ergebnis eines Forscherteams, von denen jeder sein Spezialgebiet so bearbeitete, dass es sich zwanglos in einen Gesamtrahmen einfügte, für den die beiden Redaktoren Vladimír Karbusický (Folklore) und Vladimír Scheufler (Etnographie) verantwortlich zeichnen. Das Buch ist – der neuen politischen Teilung gemäss – bereits in zwei Hälften geschieden: eine tschechisch-mährische und eine slowakische Hälfte. (In deutscher Sprache besaßen wir bis anhin nur die 1943 publizierte Slowakische Volkskultur von Rudolf Bednárik). Das neue Buch ist mit einer Fülle von ausgezeichneten Abbildungen, mit Farbtafeln, Verbreitungskarten und musikalischen Noten ausgestattet, und macht einen ganz vorzüglichen Eindruck. Aber: für den Nicht-Slavisten bleibt es praktisch verschlossen! Wir können nur den dringenden Wunsch beim Verlag und den verantwortlichen Stellen vortragen, es möge eine vollständige Übersetzung (nicht einfach eine Zusammenfassung, die doch nur unbefriedigender Notbehelf wäre) gewagt werden, damit wir endlich eine tschechoslovakische Volkskunde, von Tschechoslovaken geschrieben, bekommen. Wildhaber

Prinzipielles und regionale Monographien

Wolfgang Emmerich, *Germanistische Volkstumsideologie (Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich)*. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1968. 386 S. (Volksleben, 20).

Diese umfang- und materialreiche Schrift ist aus einem Unbehagen heraus verfasst worden: In der Zeit des Hitlerregimes haben Germanistik und Volkskunde den Weg der Wissenschaftlichkeit so oft verlassen, dass am Ende nicht nur Pseudogelehrte und wirkliche Forscher kompromittiert waren, sondern die von ihnen vertretenen Wissenschaften selbst. Gewisse Vorstellungen aus dunkler Zeit geistern weiter, obwohl der Verfasser (S. 276) festhält: «Es ist unbestritten, dass die direkt fassbaren Inhalte der völkischen Ideologie heute die Volkskunde kaum mehr bestimmen; Mythologismus, Nationalismus oder gar Rassismus sind nicht mehr typisch für sie.» War es unter diesen Umständen noch nötig, das Buch zu schreiben? Die Frage enthält in sich bereits die Antwort, zumal Hermann Bausinger, in: *Zs. für Vk.* 1965 («Volksideologie und Volksforschung»), das Wesentliche bereits gesagt hat. Aber das Buch ist in seiner Art zeittypisch, und da es nun einmal existiert, sei es nicht totgeschwiegen; denn dass es in künftigen Grundsatzdiskussionen immer wieder angeführt werden wird, unterliegt keinem Zweifel.

Als man sich von 1945 an fragte, wie der ganze grauenhafte Spuk überhaupt möglich wurde, tauchte oft Nietzsches Ideologie des Übermenschen als Ausgangspunkt auf, hatten doch Hitler und Mussolini in Nietzschekult gemacht. Eine solche Simplifizierung ist genau so ungerecht, wie wenn Plato für den Kommunismus verantwortlich gemacht wird; zudem bringt diese Methode die Gefahr, dass die wirklich Verantwortlichen entlastet werden. Mittlerweile scheint diese angebliche Ahnenschaft des Nationalsozialismus in Vergessenheit geraten zu sein; jedenfalls tritt Nietzsche bei Emmerich mehrfach als Kronzeuge gegen eine Verherrlichung des «Volkstums» auf. Dafür präsentiert der Verfasser einen anderen geistigen Ahnen: Jacob Grimm. Es ist ihm dabei gelungen, verschiedene Verbindungslinien sichtbar zu machen, genau wie das einst im Falle Nietzsches möglich war; aber eine ganz andere Frage ist es, ob Grimms Absichten deshalb grundfalsch waren, weil sie der Nationalsozialismus ad absurdum führte.

Lange vor der Hitlerzeit haben gerade Germanisten und Volkskundler aufgezeigt, wie übertrieben Grimms Optimismus war, dass sich aus vermeintlich uralten Überlebseln die germanische Vergangenheit würde rekonstruieren lassen. Wenn von 1933 an solche kritischen Erkenntnisse aus ideologischen Gründen beiseite geschoben wurden, so ist das weder die Schuld Jacob Grimms noch einer seriösen Volkskunde. Dass damals auch nicht jeder Volkskundler eo ipso zum Nationalsozialisten wurde, das ergibt sich aus Emmerichs eigenen Ausführungen mit aller Deutlichkeit. (Hoffmann-Krayers Stellungnahme hätte sich mit SAVk 60, 1964, 126 ff. deutlicher herausheben lassen.)

Das Wort «Volk» ist nach Emmerichs Auffassung so stark mit unkontrollierbaren Gefühlen aufgeladen, dass er es (im Gegensatz zu Richard Weiss und Hermann Bausinger) für wissenschaftlich unbrauchbar hält und mit ihm zusammen den Terminus «Volkskunde» begraben möchte. Auch «Folklore», so scheint ihm, würde «Assoziationen an Ideologien» wachrufen (S. 299), und deshalb empfiehlt er, unsere Wissenschaft in «Kulturanthropologie» oder «Kultursoziologie» umzubenennen. Unbestreitbar ist «Volkskunde» kein glückliches Wort; in der Schweiz erweckt es gern sentimentale Assoziationen, sofern es überhaupt verstanden wird. Aber für eine Umbenennung ist es heute (leider) zu spät, und zudem sind die vorgeschlagenen Fremdwörter gegen Ideologien auch nicht gefeit. Entscheidend ist zum Glück auch nicht der Name, sondern die Qualität der wissenschaftlichen Arbeit, gleichgültig, was sich das «Volk» selbst bei irgendeinem Terminus denkt. Dass es nicht Aufgabe der Volkskunde als Wissenschaft ist, geschilderte Altertümlichkeiten künstlich am Leben zu halten, das muss die Forschung immer wieder betonen, aber sie hätte diese Pflicht auch, wenn Volkskunde künftig unter der Flagge «Kultursoziologie» segelte.

Der unglückselige Zwist zwischen «historischer Volkskunde» und «Gegenwartsvolkskunde» ist in der Praxis längst beigelegt. Man wird es freilich keinem Forscher verbieten wollen, die Schwergewichte nach seinen Neigungen und Fähigkeiten zu verteilen. Emmerich verwendet gerne (mit offensichtlich ideologischer Aufladung!) die Kontrastbegriffe «regressiv» und «progressiv»; dabei beweist seine eigene Untersuchung nichts anderes, als dass von der Gegenwart geistige Fäden zur Vergangenheit laufen, und offenbar möchte er sie doch nicht alle einfach zerschneiden, wenn er die Ansätze volkskundlicher Forschung in der Aufklärungszeit und Hans Naumanns (warum nicht besser noch Hoffmann-Krayers?) Forschungsrichtung rühmt.

Warum ist in dem Buche so selten von der Historiographie unter Hitler die Rede? Auch sie hat sich schwer kompromittiert, und doch wird niemand die Erforschung der Geschichte beschränken oder umbenennen wollen. Man kann es einem Historiker auch nicht verwehren, andere Epochen mehr zu lieben als die unsrige und Änderungen persönlich zu bedauern. Konservative Neigungen müssen an sich so wenig gut oder böse sein wie «progressive», solange sie nicht die Wahrheit verfälschen. Gerade weil der Rez. aus Überzeugung über Verluste volkstümlicher Güter nicht zu wehklagen pflegt, darf er davor warnen, ein rückwärts gewandtes «Engagement» einfach mit NS-Ideologie gleichzusetzen. Unstatthaft wäre es auch, die Frage nach der Kontinuität bestimmter Erscheinungen deshalb zu tabuieren, weil sie einst unter ideologischen Vorzeichen unwissenschaftlich beantwortet wurde. Vom Port der Schweiz aus, der übrigens ganz so sicher weder war noch ist, muss zum Schluss auch noch auf die Gefahr hingewiesen werden, dass nun einfach eine neue Ideologie an die Stelle einer zum Glück überwundenen tritt.

Trümpy

Dieter Helmstaedter, Dorfkultur und Industrialisierung. Volkskundliche Studien im Landkreis Alsfeld (Oberhessen). Trautheim über Darmstadt, Mushakesche Verlagsanstalt/Franzmathes Verlag, 1967. 121 S., Skizzen im Text, 37 Abb. – Auch Diss. Frankfurt am Main, 1967.

Die vorliegende Dissertation steht in der Reihe jener Orts- und Regionalmonographien, die das heutige ländliche Gemeinschaftsleben dem früheren gegenüberstellen. Der Verfasser wertet: «Der Landbewohner ist beweglicher geworden. Er ist aufgeschlossen gegenüber Problemen, die früher nicht an das Dorf herankamen. Das ist die positive Seite der viele Traditionen und Überlieferungen verdrängenden modernen Entwicklung» (S. 90). Man braucht sich der Haltung, die in diesem Schlußsatz zum Ausdruck kommt, nicht anzuschließen; aus den vielen geschilderten Einzelheiten wird man wohl mit der Zeit, verglichen mit andern Arbeiten, besser auf die sozial wichtigen Ursachen für den kulturellen Wandel und dessen Prägerichtung schließen können. Einige Hinweise: Landwirtschaftliche Genossenschaften trugen im 19. Jahrhundert den Namen «Nachbarschaften» (S. 21). Die Hauptlast der landwirtschaftlichen Arbeit fiel auf die Frau (S. 28), weil die Männer Nebenberufen verschiedener Art nachgingen oder sich während des Sommers als Maurer oder Hilfskräfte im nahen Ruhrgebiet verdingten (S. 31). Früher wollte der Arbeiter auch ein Bauer sein (S. 52), heute sind die Bauern in der Minderzahl und fühlen sich minderwertig (S. 53). Bauern auf Aussiedlerhöfen (S. 63 ff.) gehen «der engeren Dorfgemeinschaft verloren» (S. 54). Besondere Assimilationsprobleme entstanden nach dem Krieg durch die Einwanderung von katholischen Sudetendeutschen in das evangelisch-lutherische Gebiet. Die Frage nach der Konfession wurde von den Ansässigen oft als erste gestellt (S. 41). Als es später zu Einheiraten kam, machte das Problem der unterschiedlichen Konfession nach der Ansicht des Verfassers deshalb «keine allzugrossen Schwierigkeiten», weil z.B. 1948 sämtliche zehn Flüchtlingsmädchen, die in Bauernbetriebe einheirateten, zur evangelischen Kirche übertraten. Der Übertritt war «unbedingte Voraussetzung, um in die bäuerliche Familie aufgenommen zu werden» (S. 44). Im Gegensatz dazu kann in der Schweiz festgestellt werden, dass auch bei fast völliger Assimilation an die neue Umgebung die hergebrachte Konfession beibehalten wird.

Häufig werden die in neuen sozialen Gebilden auftretenden Konflikte erwähnt (S. 41, 88 ff.), ohne jedoch auf die Lösungsversuche einzugehen. Neue Gruppen scheinen sich oft aus Konfliktsituationen in alten Gruppen herausgebildet zu haben. Theo Gantner

Karl-Sigismund Kramer, Volksleben im Hochstift Bamberg und im Fürstentum Coburg (1500–1800). Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen. Würzburg, Kommissionsverlag Schöningh, 1967. 326 S. und 7 beigelegte Karten (Beiträge zur Volkstumsforschung, 15).

Den beiden früheren Bänden, Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken (1957) und Volksleben im Fürstentum Ansbach und seinen Nachbargebieten (1961), hat Kramer den abschliessenden dritten folgen lassen. Das Buch weist alle Vorzüge der Vorläufer auf (vgl. SAVk 54, 45 und 57, 192): Es macht ein verhältnismässig reichhaltiges Quellenmaterial zugänglich, das der Verfasser vor- und umsichtig interpretiert und kulturhistorisch und volkskundlich auswertet. Die konfessionelle Verschiedenheit der hier erfassten benachbarten Territorien gibt zu aufschlussreichen Vergleichen Anlass; davon unabhängig tritt auch in diesem Band die Kirchweih als Hauptfest deutlich hervor, was sich die schweizerische Volkskunde mit ihrer nicht immer ganz berechtigten Vorliebe für Fastnachtsforschung besonders gut merken sollte. – In einem abschliessenden Kapitel zieht Kramer, der ja jetzt in Kiel tätig ist, die Summe seiner 15jährigen Beschäftigung mit den archivalischen Quellen des (seit Napoleon bairischen) Frankenlandes: Er schildert, wie er, von Hans Moser angeregt, seine besonderen Forschungen aufgenommen hat, was sich aus seinen Quellen ergeben hat, aber auch, wo sie versagen. Seine bescheidene Zurückhaltung geht oft etwas zu weit; jedenfalls erscheint uns der positive Gewinn beträchtlich genug. Dafür spricht, dass sich immerhin «Grundzüge des Lebensstils fränkischer Siedlungsgemeinschaften» zeichnen lassen; eine Feststellung wie: «Der Einschuss an Magie und Zauber ist im volkstümlichen Leben der nachmittelalterlichen Zeit keineswegs so gross, dass er vernünftiges Handeln überwuchern würde», ist nicht allein für die Volkskunde bedeutungsvoll, sondern für die Geistesgeschichte überhaupt. Die drei Frankenbände Kramers werden unabhängig von allem Wandel in der volkskundlichen Theorie ihren Wert behalten; im Gegenteil, die Theorie wird gerade immer wieder mit den Ergebnissen von Kramers Forschungen konfrontiert werden müssen. Trümper

Bernhard Losch, Steinkreuze in Südwestdeutschland. Gestalt, Verbreitung, Geschichte und Bedeutung im volkstümlichen Leben. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde E.V., 1968. 160 S., 28 Abb. (Volksleben, 19).

Diese vorbildlich knappe und klare Untersuchung arbeitet die gesamte bisherige Literatur über das Steinkreuz auf, fusst aber überdies auf dem vollständigen Inventar sämtlicher noch auffindbaren 800 Steinkreuze aus Baden-Württemberg, die alle persönlich aufgesucht wurden. Ein Inventarband ist in Aussicht gestellt. Auf Grund der Verbreitungskarten können keine Zusammenhänge mit der Besiedlungsgeschichte, der früheren politischen Gliederung oder der konfessionellen Verteilung festgestellt werden. Die Steinkreuze, die zusammen mit Bildstock, steinernem Andachtskreuz, Holzkreuz, Markstein, steinerner Wegsäule usw. (S. 7) zur Gruppe der Flurdenkmäler gehören, stehen zumeist an Strassen und Wegen, bisweilen an Gemarkungsgrenzen, einzeln oder in Gruppen. Sie sind niedrig und gedrungen in der Form; fast die Hälfte tragen Zeichen (Kreuz, Pflugschar, Messer, Axt usw.), nur wenige sind mit Inschriften versehen. Die Steinkreuzforschung, die sorgfältig nachgezeichnet wird, geriet lange Zeit ins Fahrwasser germanischer Schwärmerei; die Steinkreuze wurden als Fortsetzer und Ausläufer, wenn nicht als Zeugen eines altheidnisch-primitiven Stein- und Totenkultes gedeutet. Die historischen Dokumente gestatten eine Datierung erst ins Mittelalter und weisen ihre Herkunft aus dem Rechtsbrauch nach: Die meisten sind Sühnekreuze für Totschlag. Als auffallende Flurdenkmäler sind die Steinkreuze auch in die volkstümliche Überlieferung

eingegangen, sei es in die Toponomastik, sei es in den Sagenbestand. In den Sagen wird ihr Ursprung in Kriegs-, Hunger- und Pestzeiten verlegt, wobei der Dreissigjährige Krieg und die Schweden die wichtigste Stelle einnehmen; danach sind sie Erinnerungszeichen, zumeist an gegenseitigen Totschlag. «Die Steinkreuzüberlieferungen spiegeln die volkstümliche Reaktion auf die Existenz der alten Denkmäler. Gemeinsamer Grundzug dieser Überlieferungen ist die Umbildung des individuellen historischen Rechtsmals in ein, an kein bestimmtes historisches Datum gebundenes, zeitloses Denkmal allgemeinsten Charakters... erst durch diesen Prozess der sekundären Aneignung wird das Denkmal zum volkstümlichen 'Gemeinschaftsbesitz'... Doch mag in diesen Sagen und Geschichten... ein von dem wissenschaftlich-historischen verschiedenes, menschlich belangvolleres geschichtliches Verständnis anklingen.» (S. 120–121). Die Einstellung zum Steinkreuz ist gegenwärtig im Wandel begriffen: «Naives Verhalten, Preisgabe und bewusste Zuwendung sind die Positionen, zwischen denen sich die Veränderungen vollziehen. Im ganzen ist ein Zurücktreten der Steinkreuze und der mit ihnen verknüpften Überlieferungen zu erkennen. Die Sagen sind zwar, wie es scheint, grösstenteils noch vorhanden, aber in teilweise veränderter Erscheinungsform und einer nicht mehr selbstverständlichen Überlieferung; vor allem im Bereich der abergläubischen Vorstellungen ist der Wandel greifbar, und die Steinkreuze schliesslich sind zu einem schutzbedürftigen Relikt geworden.» (S. 129). So lässt sich an einem verhältnismässig bescheidenen Denkmal eine kulturgeschichtliche Entwicklung ablesen, die ihre Parallelen auch sonst im Volksleben hat. Darin erweist sich die Bedeutung dieser Studie, die über ihre spezielle Thematik hinaus Beachtung verdient.

Iso Baumer

Ottavio Lurati, Terminologia e usi pastorizi di val Bedretto. Basel 1968. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 48). XXIII, 182 S., 14 Abb., 38 Phot. auf Taf.

Um das Material für seine volkswissenschaftlich-linguistische Arbeit über die Hirtenkultur des heute stark entvölkerten Bedrettotales zu gewinnen, hat der Verfasser zunächst auf Grund der Werke von G. Schaad (*Terminologia rurale di val Bregaglia*, Bellinzona 1936), A. Sonder (*Das ländliche Leben der unterengadinischen Gemeinde Tschlin im Spiegel seiner Sprache*, Samedan 1944), G. Simmen (*L'alpicoltura di Val Poschiavo*, Poschiavo 1952), H. U. Rübel (*Viehzucht im Oberwallis*, Frauenfeld 1950), R. Weiss (*Das Alpwesen Graubündens*, Erlenbach-Zürich 1941) u. a., sowie anhand von italienischen zootechnischen Werken ein Questionnaire ausgearbeitet. Dieses diente ihm als Leitfaden für seine Befragungen, die er mundartlich vorbrachte. Lurati vermied direkte Fragen an seine Gewährsleute und bediente sich vorwiegend der Methode des «gelenkten Gespräches»: manches hat er während seines im ganzen über 7 Monate dauernden Aufenthaltes im Untersuchungsgebiet als teilnehmender Beobachter erfahren. Die Ergebnisse seiner Untersuchung legt der Verfasser nach einer kurzen geographisch-historischen Einleitung in drei grossen Kapiteln (1. Das Tier, 2. Der Mensch, 3. Die Erzeugnisse) vor; daran schliesst sich ein Glossar (samt Etymologien) von 22 Seiten in Kleindruck. Es handelt sich nicht um eine blosse Gegenwartsuntersuchung; die früheren Zustände werden anhand von Alpungsverträgen, welche die Leute von Bedretto mit verschiedenen Körperschaften der Leventina abgeschlossen hatten, sowie durch Nachbarschafts- und Alpordnungen aus früheren Jahrhunderten erschlossen. Die heute für die Vieh- und Alpwirtschaft massgebende Organisation ist das «patriziato», das die alteingesessenen Familien umfasst und Eigentümer einer wirtschaftlichen Nutzfläche von 665 Hektaren ist (gegenüber 170 Hektaren Privatbesitz). Das Patriziat ist in Untergruppen (vicinati) aufgeteilt, die den Weilern der Talschaft entsprechen. Jeder «vicinato» wählt alljährlich seinen «küstru» (console), dem hauptsächlich wirtschaftliche Funktionen zukommen: Ordnung der Gemeinatzung für Ziegen, Organisation von Reihendiensten (roda), flurpolizeiliche Funktionen. Die Reihendienste haben in früheren Zeiten grössere Bedeutung gehabt; Lurati erwähnt sie im Zusammenhang mit der Haltung des gemeinsamen Zuchtstieres, der Ziegenböcke und Widder, ferner der Käseherstellung auf den Alpen usw.

Die Leute des Bedrettotales hatten sich oft mit auswärtigen Alpbesitzern innerhalb ihres Gebietes auseinanderzusetzen. Die Gründe für diese «Überfremdung» werden durch ätiologische Sagen (Ausnützung der Notlage einer Witwe, trügerischer Eid usw.) erklärt. Die Kuhrechte sind auf der Grundlage von Füßen (pe) berechnet, sie können zur Nutznutzung Drittpersonen überlassen werden, sind aber an sich unveräußerlich. Ihre Besonderheit besteht darin, dass sie nicht an eine bestimmte Alp gebunden sind; die einzelnen Viehbesitzer beziehen im Laufe der Jahre Alpen von verschiedener Futtergüte. Die Alprechtsbesitzer schliessen sich für die Bewirtschaftung zu «Kesselgenossenschaften» (bóğa) zusammen. Einzelsennerei kommt hier im Gegensatz zu anderen Tessiner Alpreregionen nicht vor. Die Verteilung der Produkte (Käse, Butter, Zieger) basiert auf dem Ergebnis des im Laufe des Sommers zweimal durchgeführten Probemelkens, wobei der Anteil am Alpnutzen dem Viehbesitzer auch dann gewahrt bleibt, wenn eine seiner Milchkühe wegen Unfall oder Krankheit die Sömmerung nicht vollenden kann. Die Betriebskosten werden nach Massgabe der aufgetriebenen Viehhäupter verrechnet. Es fällt auf, in welcher minuziöser Weise das Prinzip der Gleichbehandlung aller Genossenschaftler gewahrt wird.

Ausführlich beschreibt Lurati die nur aus Männern bestehende Älplerfamilie, die Alpgebäude, die Produktionsmethoden. Bei der kurzen Alpengangszeit kommt der Heugewinnung eine wichtige Rolle zu. Der Viehhandel ist bei der auf Käseverarbeitung und nicht auf Aufzucht ausgerichteten Wirtschaftsform relativ unwichtig. Lurati schildert eingehend die Talweide sowie die winterliche Stallhaltung; Haus- und Viehzeichen, das Viehgeläute und die Viehrufe kommen zur Sprache, desgleichen die Hirtenspiele. Der terminologische Ertrag ist beachtlich, er gibt u.a. Aufschluss über das affektive Verhältnis der Bauern zu ihrem Vieh. Der Verfasser zeigt überall ein sicheres Sachwissen. Bei der Beschreibung der geschätzten und weniger geschätzten Eigenschaften des Viehs wäre eine bildliche Darstellung der Tiere nützlich gewesen. Der Wortschatz erweist sich als mehrschichtig: Vorromanisches steht neben Romanischem und aus den Nachbarmundarten des deutschsprachigen Gotthardgebietes Entlehntem. Zeichnungen und meist vom Verfasser selbst aufgenommene Photographien ergänzen das Werk in instruktiver Weise, besonders mit Bezug auf die Alpgebäude. Es vermittelt den Eindruck eines eher nüchternen Älplerdaseins, dem wegen der Härte der Naturbedingungen und der Kleinheit der Siedlungen der farbige Glanz eines ausgeprägten Sennenbrauchtums, wie wir es bei den Innerschweizern, Toggenburgern, Appenzellern und den Älplern des Greyerzerlandes feststellen, fehlt.

A. Niederer

Brauchtum und Volksmedizin

Herbert Freudenthal, Vereine in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte und Volkskunde der Geselligkeit. Hamburg, Museum für Hamburgische Geschichte, 1968. 574 S. (Volkskundliche Studien, 4).

Nach einer begriffserläuternden, forschungsgeschichtlichen und sozialpsychologischen Einleitung (S. 11–32) stellt der Verfasser auf 384 Seiten die Geschichte der Hamburger Vereine dar, wobei eine zunächst chaotisch anmutende Vielfalt von Einzelzeugnissen zu einem wohlgegliederten und stilistisch meisterhaft durchgearbeiteten Ganzen gefügt wird. Die Entstehung und Entwicklung der Hamburger Vereine geht Hand in Hand mit der seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufkommenden allmählichen Zugänglichkeit immer breiterer Schichten an der Bildung im weitesten Sinne. Freudenthal begnügt sich nicht damit, die im Laufe von zwei Jahrhunderten mächtig anschwellende Vielfalt der Vereinszwecke darzustellen, sondern arbeitet in seinen den einzelnen «Gesellschaften», «Kränzchen», «Vereinigungen», «Liedertafeln», «Bünden» und Vereinen gewidmeten Abschnitten stets die wichtige Geselligkeitsfunktion heraus. «Soziologisch betrachtet, ist der Gegenstand des Vereinsinteresses überall zweitrangig gegenüber der Stiftung und Pflege eines zwischenmenschlichen Umganges.» (S. 27). Als Vorbild für die zur Zeit der

ausgehenden Aufklärung entstandenen Hamburger Gesellschaften darf die «Patriotische Gesellschaft» verstanden werden, welche Anstrengungen zur «Beförderung der Manufakturen, Künste und nützlichen Gewerbe» mit einer philanthropischen Zielsetzung verband. Ausschliesslich dem geselligen Zusammenschluss diente die 1789 gegründete Gesellschaft «Harmonie in Hamburg», die heute noch besteht und deren Siegel (verschlungene Hände vor einem Lorbeerkranz) den Einband von Freudenthals Werk schmückt. Der Romantik verhaftet sind die Vereine zur Pflege der Leibesübungen (Turnvater Jahn) und die Gesangsvereine, deren Wurzeln die Singgemeinschaften Hans Georg Nägelis in der Schweiz einerseits und Karl Zelters Berliner «Liedertafel» anderseits waren. Nach dem grossen Brand von 1842 und dem darauf folgenden Wiederaufbau entstanden in Hamburg zusammen mit dem Wunsch nach Reform der veralteten Staatseinrichtungen die liberalen Bürgervereine, bald darauf folgten die Arbeitervereine, ferner die Vereine, welche sich die Emanzipation der Frauen und der Juden als Ziel setzten. Damit öffnete sich das Vereinswesen – bisher vorwiegend eine Angelegenheit von Honoratioren – breitesten Schichten.

Die zweite Jahrhunderthälfte brachte nicht nur den bestehenden Vereinen einen grossen Mitgliederzuwachs, sondern sie ist auch durch das lawinenartige Anwachsen von Neugründungen gekennzeichnet. Im Zeichen des technischen Zeitalters steht die Differenzierung der Vereinszwecke einerseits und die Gründung von nationalen Dachverbänden anderseits. Nach der Jahrhundertwende entstanden auch in Hamburg die der Jugendbewegung verpflichteten konfessionell und politisch verschieden orientierten Bünde und Vereine, die von der Jugend selbst geführt sein wollten. Nach dem Ersten Weltkrieg blühten die militärischen «Kameradschaften» der ehemaligen Frontkämpfer auf, die in der Zeit der Weimarer Republik teilweise zu Kampforganisationen wurden. Die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten brachte die «Gleichschaltung», die in manchen Fällen eine Auslöschung war und deren Auswirkungen auf das Hamburger Vereinsleben Freudenthal eingehend darstellt. Nach 1945 bildeten sich die meisten Vereine neu; dazu kamen nun noch die «Vertriebenenverbände». Im geschichtlichen Teil des Werkes finden sich einige besonders gelungene Darstellungen von Vereinstypen: Frauenvereine (S. 98 ff.), Sammlervereine (Sparvereine und Philatelistenvereine, S. 274 ff.), Kleingärtnervereine (S. 321 ff.), reine Geselligkeitsvereine mit parodistischem Zeremoniell («Schlaraffia», S. 213 ff.). Die Freimaurerei kommt an verschiedenen Stellen eingehend zur Sprache.

Auf die geschichtliche Darstellung folgt – in vier Kapitel aufgegliedert – eine «volkskundlich-soziologische Phänomenologie» des Vereinswesens: 1. Der Verein als Körperschaft von Mit-Gliedern; 2. Die Verfassung des Vereins, seine organisatorische Struktur und seine Ämter; 3. Das Vereinsleben; 4. Die Vereinsprache. – Die Mit-Glieder nehmen nicht alle in gleicher Weise am Vereinsleben teil. Die Intensität der Teilnahme ist am stärksten bei den Vorstandsmitgliedern, es folgen die Aktivmitglieder, die Passivmitglieder; daneben nehmen auch nicht Eingeschriebene nutzniessend am Vereinsleben teil: Familien, Verwandte und Freunde der Mitglieder, Ehrengäste, Besucher der öffentlichen Veranstaltungen von Theater-, Sport- und anderen Vereinen. So ist die Zahl der an der Vereinstätigkeit direkt und indirekt interessierten viel grösser als der Mitgliederbestand. Innerhalb des Vereins ist, wie der Verfasser zeigt, die Gliederung nach Altersstufen wichtig, ferner das Verhältnis der Geschlechter (Männervereine, Frauenvereine, gemischte Vereine; Vertretung der weiblichen Mitglieder in den Führungsgremien). Auch die Frage nach dem sozialen Prestige der einzelnen Vereine wird berührt (exklusive Klubs mit prohibitiven Eintrittsbedingungen und hohen Mitgliederbeiträgen, Zwang zur Anschaffung teurer Vereinsrequisiten).

Im Kapitel «Vereinsleben» wird noch einmal die Geselligkeit als durchgehendes Hauptmotiv für die Mitgliedschaft hervorgehoben; die Bedeutung der Stimulantia (gemeinsamer Verzehr von Speisen, Trinksitten, Tabakgenuss) für die Gemütlichkeit kommen zur Sprache, desgleichen das Vereinsbrauchtum (Stiftungsfeste, Vereinsausflüge, Jahresabende und die Teilnahme an der Bestattung von Vereinsangehörigen). Wichtig ist die materielle Ausstattung (Vereinshaus, Vereinslokal, Vereinsfarben und Abzeichen,

Vereinssiegel, Vereinsfahne, Vereinstrophäen usw.). Das Kapitel «Vereinssprache» behandelt die Verwendung des Dialekts im Vereinsleben, die Vereinsnamen, die allfälligen Zunamen der einzelnen Mitglieder, die Vereinsrufe und -grüsse (Gut Ziel! Berg frei! usw.), die traditionellen Ansprachen und Reden, die Berichte und Vereinschroniken, welche das Streben nach Selbstverklärung mancher Vereine zeigen. Manchmal nimmt die Redeweise innerhalb des Vereins sondersprachliche Züge an (Freimaurer, «Schlaraffia», Studentenverbindungen). Zahlreiche Beispiele von «Vereinspoesie» (pathetisch, sentimental, selbstironisch) beschliessen das reiche Kapitel über die Vereinssprache.

Im Schlusswort (Rückblick und Ausblick) wendet sich Freudenthal gegen generell pessimistische Prognosen mit Bezug auf das Vereinswesen. Wohl habe sich das Vereinsleben entnüchtert («Die Fahnen sind zwar noch überall da; aber sie werden nur selten öffentlich entrollt»), aber dies tue der Tatsache, dass der Verein weiterhin ein lohnendes Untersuchungsgebiet der Volkskunde sei, keinen Abbruch. Wir pflichten Freudenthal im letzteren bei und sind überzeugt, dass durch sein imponierendes Werk die «Volkskundemündigkeit» des Vereinswesens mit seinen Ausstrahlungen in die breitere Öffentlichkeit gründlich dargetan worden ist. Was aber seine optimistische Prognose anbetrifft, so müssen wir aus unserer schweizerischen Sicht (anhand von seit Jahren gesammelten Vereinsnachrichten) feststellen, dass insbesondere die «vaterländischen» Vereine auf Gemeindeebene (Männerchöre, Musikvereine) mit grossen Nachwuchsschwierigkeiten kämpfen. Vergeblich suchen die älteren Vorstandsmitglieder die Jugend mit Pokalen, Kränzen, Aufmunterungsprämien für den regelmässigen Besuch der Vereinsproben wachzuhalten. Von den traditionellen Vereinen erweisen sich diejenigen, welche das Motiv des Wettbewerbes in den Vordergrund stellen (z.B. Schützenvereine) am widerstandsfähigsten, während Sportvereine, welche den individuellen Leistungsehrgeiz nicht ausdrücklich fördern, grössere Nachwuchsschwierigkeiten haben. Dem gegenüber erfreut sich das freiwillige («offene») Turnen, wo man gehen und kommen kann, wenn man will (wie etwa beim Studententurnen) wachsender Beliebtheit. Der Jugend mit ihrem Bedürfnis nach Improvisation, Abwechslung und Dynamik sagen die Vereine mit ihrer Statik und Regelmässigkeit immer weniger zu. Nicht unterschreiben können wir die Meinung (S. 14, Zitat von E. Reigrotzki), wonach Vereinszugehörigkeit «ein wahrhaft internationales Bedürfnis der Menschen zu sein scheint». Die kontaktfreudigeren Mittelmeervölker bedürfen der Kontaktbrücke des Vereins in weit geringerem Masse als wir mit der in unserer Eigenart liegenden Kontaktarmut. Mit Bezug auf die Bildungsvereine für Arbeiter und von Arbeitern (S. 143 ff.) verweisen wir auf die schweizerischen Parallelen, wie sie von R. Braun («Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet im 19. und 20. Jahrhundert», Erlenbach-Zürich 1965, S. 297 ff.) und von E. Gruner (Die Arbeiter in der Schweiz im 19. Jahrhundert, Bern 1968, S. 468 ff. und besonders S. 500 ff.) ausführlich dargestellt worden sind. Dabei ist nicht zu übersehen, dass die Geschichte der schweizerischen Arbeiterbildungsvereine nicht von der Flüchtlingsgeschichte der deutschen Arbeiter und Handwerkervereine der Mitte des letzten Jahrhunderts zu trennen ist.

A. Niederer

Masken zwischen Spiel und Ernst (Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1967. 309 S. mit 47 Abb. (Volksleben, 18).

Der im Titel genannte «Arbeitskreis» legt in diesem Bande als Fortsetzung zu den früheren Heften der gleichen Reihe (6, 1964 und 12, 1966) Vorträge vor, die an Arbeitstagen in den Jahren 1964 bis 1966 von verschiedenen Fachleuten gehalten wurden. Hermann Bausinger präsentiert in einem klugen Vorwort auch diesen neusten Sammelband. Wir folgen durchaus seiner Beurteilung, wenn wir den umfangreichsten Aufsatz, Hans Moser, «Städtische Fasnacht des Mittelalters», ins Zentrum des gewichtigen Buches stellen. Moser greift darin weit über den süddeutschen Raum hinaus; was er vorlegt, ist die Frucht langjähriger systematischer Sammeltätigkeit zur Geschichte der westeuropäischen Fastnacht. Nach den vorgelegten Dokumenten ist kein Zweifel mehr möglich, dass die

deutschen Zunftstädte im Fastnachtsbrauch von Italien her beeinflusst wurden und dass der ländliche Fastnachtsbrauch vom städtischen entscheidende Anregungen empfangen hat. Angesichts seiner grossartigen Dokumentation ist es verständlich, dass Moser die «herkömmlichen Vorstellungen» bezweifelt, dass das Maskenwesen «ein der Fasnacht weseneigenes Grundelement von grauer Vorzeit» gebildet hätte. Abzudanken hätten demnach auch die Theorien, dass im städtischen Fastnachtsbrauch agrarische Elemente weiterleben würden. Gerade zu diesem Punkt möchte ich aber doch einige Zweifel anmelden, denn es waren schliesslich zur Hauptsache Bauern, die in die mittelalterlichen Städte zogen. Und die höfischen Fastnachtsbräuche, die Moser erwähnt, dürften, solange die These H. G. Wackernagels von der engen Verbindung des Hirtenums mit dem Ritterwesen nicht widerlegt ist, doch wohl immer noch in eine gewisse Verbindung mit unter-schichtlichem Brauch gebracht werden. Es ist eine dringende Forschungsaufgabe, diese Probleme zu klären, und keine künftige Untersuchung über ältere Fastnachts- und Maskenbräuche wird an dem glänzenden Aufsatz Mosers vorbeisuchen dürfen. – Ähnliches gilt von *Albert Walzers* Beitrag «Tierkopfmasken in Bild und Brauch», wo ein reiches Bildmaterial aus verschiedenen Epochen vorgeführt und mit einer an Moser geschulten Skepsis interpretiert wird. – Über Mittel und Formen der Maskierungen im europäischen Raum gibt *Robert Willhaber* einen wertvollen Überblick mit Anregungen zum weiteren Nachforschen. – Ältere, sehr bezeichnende Zeugnisse für geistliche Kritik am Fastnachtswesen im deutschen Bereich hat *Dieter Narr* zusammengestellt. Für die Gegenwart hat ein evangelischer Theologe, *Fritz Mack*, die Aufgabe übernommen, «evangelische Stimmen zur Fasnacht» zusammenzutragen und auf kirchliche Massnahmen, die fast durchwegs den städtischen «Fasching» visieren, und auf die damit verbundene Problematik hinzuweisen. (Ein entsprechender Beitrag von katholischer Seite ist früher im 6. Bande erschienen.) – Durchwegs bemerkenswerte historische Dokumente werden in den Aufsätzen vorgelegt, die sich mit den Fastnachtsbräuchen in lokalem Bereich befassen: *Manfred Ill* über Markdorf, *Dieter H. Stolz* über Überlingen, *Rudolf Süß* über Freiburg i.Br. und *Karl S. Bader* über die Baar. – Die Tübinger Vereinigung verdient für ihre entscheidenden Impulse den Dank aller Brauchforscher. Trümpy

Elfriede Grabner, Martinisegen und Martinigerte in Österreich. Ein Beitrag zur Hirtenvolkskunde des Südostalpenraumes. Eisenstadt, Burgenländisches Landesmuseum, 1968. 95 S., 3 Karten. (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 39).

Das unbestreitbare Verdienst der vorliegenden Arbeit – die aus einer Grazer Dissertation hervorging – liegt darin, dass die Verfasserin der brauchtümlichen Erscheinung der Haltersegen in vielen Gebieten Österreichs selbst nachging und alles aufnahm, was sie an Texten und Berichten darüber einsammeln konnte. Durch die gut und sorgfältig durchgeführte Einordnung des Gewonnenen ergibt sich nun ein klares und vollständiges Bild der Verbreitung; damit wird auch die Sammlung ergänzt und abgerundet, die Leopold Schmidt 1955 für die Martinisegen der burgenländischen Hirten veröffentlichte. In geographischer Anordnung werden zunächst die Segen des Burgenlandes mitgeteilt; daran schliessen sich die knappen Angaben der deutschen Siedler im Ofner Bergland an, dann die Segen aus der Steiermark, aus Salzburg und Kärnten. Auf diese eindrucksvolle Materialsammlung folgen nun die Überlegungen, welche das Herkommen, die Entwicklung und die Verbreitung dieser Segen zu erhellen suchen. Elfriede Grabner führt aus, dass ihre heutige Form – mit der Anlehnung an den Viehpatron Martin – sich im 16. Jahrhundert ausgebildet haben dürfte, dass sie aber in alten Beschwörungssegen – vor allem Wolfssegen – ihre Wurzeln haben. Weil die Segen heute mit dem hl. Martin verbunden sind, hielt es die Verfasserin für unerlässlich, auch auf die Fragen der Martinspatrozinien und der Besiedlungsgeschichte in den verschiedenen österreichischen Ländern einzugehen. Es ergibt sich einwandfrei, dass das Auftreten der Martinisegen stets an bairisch-fränkisches Siedlungsland gebunden ist, dass es sich ferner meist um ebene, dem Viehtrieb offene Gebiete handelt, in denen geschlossene Siedlungsformen die Regel sind. Vereinzelt auftretende Segen in Oberösterreich zeigen kein einheitliches Verbreitungs-

bild; es könnte sich bei ihnen um ein von Bayern ausgehendes Übergreifen des Brauches handeln; die Verfasserin schliesst auch die Möglichkeit einer Verbreitung durch umherziehende Hirten für einige auffällig isolierte Segen nicht aus.

Dieser schöne Beitrag zum Brauchtum der Hirtenkultur müsste eigentlich anregen, das Vorkommen von Segen- und Schutzformeln im Bereich der gesamten Hirtenkulturen zu untersuchen. Auf jeden Fall ist sicher, dass auch unsere schweizerischen Alpsegen und Betrufe an alte Beschwörungsformeln anschliessen – sie enthalten auch den Wolfssegen –, dass sie aber infolge ihrer zeitlich anderen Lagerung nicht mit dem hl. Martin in Verbindung gebracht wurden, sondern Kumulativsegen sind, wie es ja auch bei einzelnen schottischen Viehsegen der Fall ist.

Wildhaber

Suzanne Anderegg, Der Freiheitsbaum (Ein Rechtssymbol im Zeitalter des Rationalismus). Zürich, Juris Druck + Verlag, 1968. 139 S. (Rechtshistorische Arbeiten, 4).

Der Untertitel dieser Zürcher Dissertation besagt, was die Verfasserin veranlasst hat, das Thema aufzugreifen: dass in einer Zeit, die der Vernunft verschrieben war, ein neues Rechtszeichen (und Staatssymbol) auftauchen konnte. Hinsichtlich der Dokumente für den Freiheitsbaum geht sie nur wenig über das hinaus, was ich im SAVk 57 vorgelegt habe, eine Beschränkung, die vielleicht doch in einer Anmerkung hätte erwähnt werden können. Mehr bietet sie mit einer nützlichen Zitatensammlung über das Wesen des Rechtssymbols und mit einer Zusammenstellung über die Bäume im Volksbrauch, hier allerdings allzu vertrauensvoll gegenüber Mannhardts Theorie und van Genneps doch wenig ertragreicher Scheidung in individuelle und kollektive Maibäume. (Im einen wie im andern Falle kann der Maibaum Rechtszeichen sein, was die Dokumente selber verraten, sobald man sich von Mannhardts Deutungen löst.) – Zu den historischen Angaben wäre da und dort etwas anzumerken, so, dass der revolutionäre Titel der Anrede nicht «bourgeois» war (S. 47), sondern «citoyen» oder dass der «Wunsch nach einem allgemein anerkannten Freiheitssymbol» (S. 125) mit dem Sturz der Monarchie lebendig wurde.

Trümpy

Agi Lindgren, Ein Stockholmer mittelniederdeutsches Arzneibuch aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1967. 249 S., 3 Taf. (Stockholmer germanistische Forschungen, 5).

Die vorliegende Publikation macht ein niederdeutsches, nur handschriftlich erhaltenes Arzneibuch dem interessierten Leser und Forscher zugänglich. Der Autor hat das interessante Manuskript sehr sorgfältig ediert und kommentiert, wobei er von den umfangreichen Vorarbeiten des verstorbenen schwedischen Germanisten Hans Reuter Crona ausgehen konnte. Auf Grund der Wasserzeichen liess sich feststellen, dass die Blätter, auf die der Text geschrieben wurde, ungefähr aus der Zeit zwischen 1450 und 1480 stammen. Nicht weniger als 19 verschiedene Hände haben zu der Handschrift beigetragen; der Inhalt ist entsprechend heterogen. Die 378 Rezepte und Ratschläge betreffend die gesamte Humanmedizin (wobei die Frauenleiden besonders ausgiebig berücksichtigt werden), die Pharmazie, die Veterinärmedizin, die Kosmetik, die Farbendarstellung und verschiedene andere nützliche Dinge, sowie magische Künste und Gebete. Einzelne Stücke sind jedoch von jeder Nützlichkeitserwägung frei, wie die innigen Verse des Neujahrswunsches (Nr. 310). Lindgrens Analyse des Inhalts ergibt, dass auch diese Handschrift, gleich wie die ihr verwandten, stark vom hochdeutschen «Bartholomäus» beeinflusst ist, einer selbständigen Bearbeitung des lateinischen Arzneibuches des Bartholomaeus Salernitanus (ca. 12. Jh.). Es ist vorwiegend antike Überlieferung, die auf diese Weise über die mittelalterliche Medizinschule von Salerno allmählich nach Norden strömte. Der Text der Handschrift nimmt 72 Druckseiten ein. Der Autor hat ihn in vorbildlicher Weise erschlossen: er erstellte ein komplettes Glossar, ein Sach- und Stichwortverzeichnis sowie eine Synonymen-Liste der im Text erwähnten Heilpflanzen. Er hat somit seine Arbeit mit der für eine solche Edition unentbehrlichen Akribie ausgeführt, ohne jedoch dabei die grossen kulturgeschichtlichen Zusammenhänge aus dem Auge zu verlieren.

H. M. Koelbing

Religiöse Volkskunde

Franz Grass, Studien zur Sakralkultur und Kirchlichen Rechtshistorie Österreichs. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1967. XX, 298 S., 69 Textabb., 20 Taf., 6 Farbt. (Forschungen zur Rechts- und Kulturgeschichte, 2).

Das Buch von Franz Grass bedarf keiner besonderen Empfehlung; es ist Zeuge einer umfassenden, sicheren Beherrschung des gesamten Stoffgebietes, das vorsichtig ausgebreitet und überlegen kommentiert wird. Es vereinigt zwei grosse Abhandlungen über die «*Visitatio infirmorum*» und «*Sakramentsguardien und anderes bewaffnetes Geleite bei Prozessionen*», vier kleinere Aufsätze und zwei «*Beiträge zur Geistesgeschichte Tirols*» (die mehr zur Lokalhistorie Tirols gehören und uns hier weniger interessieren). Die beiden erstgenannten Arbeiten zeigen die reiche Belesenheit des Verfassers, der rechtshistorische und volkskundliche Quellen ebenso sicher ausnützt wie das liturgiehistorische und kanonistische Schrifttum. Bei der «*Visitatio infirmorum*» erhalten wir einen eindrucksvollen Überblick über die Geschichte und die Entwicklung der Versehänge, die anscheinend mit dem Beginn des 7. Jahrhunderts mit frommen Bräuchen und Sitten umgeben zu werden pflegten. Die Versehänge wurden immer feierlicher ausgestaltet mit Traghimmel, Aufbewahrungsgeräten für die Eucharistie und mit begleitenden Personen. Es erschienen Synodalvorschriften, wie das Viaticum aufbewahrt und mitgenommen werden müsse. Begleitpersonen wurden mit der Zeit aber auch zum Schutze nötig gegen Angriffe von wilden Tieren und auch von Andersgläubigen. Ergaben sich im 16. Jahrhundert einige Mißstände, so brachte die Barockzeit mit ihrer Schaufreudigkeit eine Neubelebung mit sich; zur feierlichen Durchführung der Versehänge wurden Stiftungen errichtet und Corpus Christi-Bruderschaften gegründet. Der Verfasser behandelt einige dieser Stiftungen sehr eingehend auf Grund des Urkundenmaterials. Er geht auch auf die Versehänge mit militärischem Geleit ein. – In der folgenden Abhandlung geht es im wesentlichen um das «*bewaffnete Geleite bei Prozessionen*». Hier wird sehr schön die gesamte Entwicklung verfolgt von den Schützenkompanien und Musikgesellschaften an, welche die Fronleichnamsprozessionen begleiten. Spanischer Einfluss auf die Gestaltung der Fronleichnamfeier ist unverkennbar; die spanische Prozession verherrlicht das Königtum Christi mit militärischen Ehren, und ihr Beispiel wird nachgeahmt. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird das Fronleichnamfest mit seiner Prozession zur glänzendsten Kundgebung des Glaubens gestaltet; da diese Prunkzüge Schmähungen und Angriffe von Seiten der Protestanten bewirkten (nach Angaben des Verfassers), erhob sich offenbar die Notwendigkeit eines bewaffneten Schutzes. Aus dem bewaffneten Geleite wird dann allmählich ein Ehrengleite. Der Verfasser bezieht auch kurz die «*Herrgottsgrenadiere*» der Schweiz ein. (Die vorzüglichen Arbeiten von Joseph Roland über «*Les marches militaires...*» und «*Escortes militaires et processions...*» die in den «*Enquêtes du Musée de la Vie wallonne*» erschienen sind, und die weit über Belgien hinausgreifen, sind ihm leider entgangen). – Die kleineren Aufsätze befassen sich mit den «*Figurierten Prozessionen im Oberinntal*», mit dem volksreligiösen Brauchtum und dem Spitalwesen im alten Knappenort Schwaz (in dem sich im Zusammenhang mit den Bergknappen ein besonders reiches volksfrommes Brauchtum im Kirchenjahr herausbildete), und mit «*Volksmedizin, Sakralkultur und Recht*». Der letztere Beitrag geht auf die Gestalt des «*Priesterarztes*» ein mit seiner doppelten Funktion als Seelsorger und als Geistlicher. (Besonders gut geraten sind die Abschnitte über Kosmas und Damian und die Heilbringer). Wildhaber

Georg R. Schroubek, Wallfahrt und Heimatverlust. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1968. 404 S., 8 Abb. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, 5).

Der Verfasser bietet in dieser gründlichen Studie, welche seinerzeit als Dissertation noch bei Josef Hanika begonnen wurde, eine genaue «*Analyse des Phänomens der Heimatvertriebenenwallfahrt*». Er behandelt aus einem mühsam gesammelten reichen Material nach Befragungen, Zeitungsausschnitten, sowie aus Aufzeichnungen in der Sammlung

Karasek alle möglichen Beziehungen, die sich aus dem aktuellen Thema der Flüchtlingswallfahrten ergeben. Berücksichtigt werden, ausser der Typologie, die Wallfahrtsanlässe, Wallfahrtsträger, spezifisches Wallfahrtsbrauchtum, Votivalien, Gebete, Lieder, Legendenbildung u. a. Dabei kommt ein gerade diesen Wallfahrten anhaftendes kurzfristiges, wenig schöpferisches Element gut zur Geltung. Auch die gelegentliche Überlagerung durch politische Elemente, d. h. durch Gedenkfeiern, gesellige Zusammenkünfte und ähnliches, spielt eine Rolle. Allerdings ist die nach dem letzten Weltkrieg ausgebrochene Wallfahrtswelle, wo der besondere Anteil der Heimatvertriebenen eindrucklich herausgestellt wird, schon nach ca. zehn Jahren so stark verebbt, dass ihre Wirkungen heutzutage nur noch gering sind. Wesentlich für den Verfasser bei seiner Feldforschung dürfte auch der Umstand gewesen sein, dass er in Bayern schon an eine gut ausgebaute Wallfahrtsvolkskunde anknüpfen konnte. Es ist ihm denn auch gelungen, alle von den Heimatvertriebenen aufgesuchten Pilgerziele, inklusive der österreichischen Gnadenstätten, zu erfassen. Dabei besteht zuweilen die Möglichkeit, das örtliche Eigengewicht gewisser Wallfahrtsorte eher zu unterschätzen, weil eben alles aus dem Blickwinkel der Flüchtlinge, beziehungsweise ihrer alten Heimat, gesehen wird.

W. Tobler

Werner Lübbmann, St. Urban. Beiträge zur Vita und Legende, zum Brauchtum und zur Ikonographie. Würzburg, Kommissionsverlag Ferdinand Schöningh, 1968. VIII, 160 S., 17 Bildtafeln, 1 Faltkarte. (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, 19).

Seine als Dissertation aus der Schule Dünninger in Würzburg hervorgegangene Arbeit hat der Verfasser hauptsächlich auf den fränkischen Raum ausgerichtet. Der weitherum als Weinpatron geltende Papst Urban erscheint in Leben und Legende sachkundig und textkritisch genau von den frühesten Zeugnissen bis zur späteren hagiographischen Überlieferung herausgestellt. Allerdings zeigt sich hierin auch die Problematik seines Winzerpatronates; es geht eben nicht, wenn man Urban nur als ausgesprochenen Traubenheiligen bezeichnet. Wesentlich und allgemein verbindlich ist der Rechtsbrauch, nach dem laut Kalender mit Urban der Sommer beginnt. Lübbmann befasst sich deshalb auch besonders mit diesem wichtigen Termin als bauerlichem Merk- und Lostag, an den sich die volkstümlichen Feste, die Prozessionen (Urbanireiten) und vor allem auch die Kinderfeste knüpfen. Als lebendiges Brauchtum hat allerdings einzig und allein die Bittprozession von Thüngersheim überlebt. In dieser Hinsicht stellt das Südtirol heute noch eine viel reichere Brauchtumslandschaft dar. Die oft erwähnte Schilderung des In-den-Brunnen-Werfens einer Urbanstatue als sogenanntes «kultisches Bad» lässt natürlich zahlreiche verschiedene Deutungen und Vergleiche offen. Vielleicht betrachtet der Verfasser die vielfältigen Spielformen des Urbanibrauchtums, worunter das Nürnberger Urbanireiten als markanter städtischer Umrittbrauch gewiss ein Höhepunkt ist, doch etwas allzu stark für sich stehend. Doch liegt hier, gerade auch bezüglich der Aufzählung der Urbansdarstellungen in der bildenden Kunst, eine für das Weinland Franken erschöpfende Monographie vor. Sie mag Anlass geben zu ähnlichen, noch mehr vergleichenden Arbeiten aus anderen ausgesprochenen Weinbauregionen (Frankreich, Südtirol), in denen diese Heiligengestalt, unter anderen, doch immer wieder als Schutzherr des Winzervolkes in Anspruch genommen wird.

W. Tobler

Christine Lauter, Die Ursprungslegenden auf den österreichischen Wallfahrtsbildchen. Wien, Verlag Notring, 1967. 167 S., 32 Abb.

Unter Wallfahrtsbildchen ist jene Gruppe der kleinen Andachtsbildchen zu verstehen, die den speziellen Kultgegenstand eines Wallfahrtsortes, das Gnadenbild, zeigen. Aus diesen zahlreichen Wallfahrtsbildchen hat die Verfasserin nur jene für ihre Arbeit ausgewählt, die ausser dem Gnadenbild bestimmte zusätzliche Darstellungen aufweisen. Diese Zusätze befassen sich, oft in ganzen Bilderfolgen, entweder mit dem legendären oder historisch greifbaren Ursprung des Wallfahrtsortes oder mit legendären oder historisch fassbaren späteren wunderträchtigen Ereignissen am Wallfahrtsort. Als Wallfahrtsbild-

chen mit Ursprungslegenden gelten nur diejenigen, welche in den Zusätzen vom Ereignis erzählen, wie aus einem gewöhnlichen Kultgegenstand ein Gnadenbild eines Wallfahrtsortes geworden ist. Die Erzählformen dieser Vorkommnisse werden Legenden genannt und unterschieden von den Mirakelerzählungen, die von zeitlich später geschehenen wunderbaren Ereignissen am Wallfahrtsort handeln. Neben der von der Verfasserin ausgewählten Art von Wallfahrtsbildchen gibt es solche, die nur das Gnadenbild allein zeigen, ferner «Legendenbildchen», bei denen das Gnadenbild fehlt, dann «Mirakelbildchen» mit und ohne Gnadenbild, dann «Wallfahrtsbriefe» und «Marienbriefe» (dazu S. 55, 141 ff.).

Das Hauptinteresse der Arbeit gilt dem Wandel der zusätzlichen Legenden-Bildmotive, wobei sich zeigt, dass die Bilder selber die erzählten und wieder abgebildeten Legenden mitgestaltet haben. Daneben erfahren wir viele und wertvolle Einzelangaben aus dem Devotionalienwesen, über Verleger, Stecher, Drucker und Verbraucher der Bildchen. Die Verfasserin hat anhand von ca. 600 (dem Auswahlprinzip entsprechenden?) Wallfahrtsbildchen die Verhältnisse 70 österreichischer (oder früher österreichischer) Wallfahrtsorte beschrieben, wobei den Orten Mariazell, Maria Taferl und Sonntagberg besondere Aufmerksamkeit zukam. Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien (zum Teil ehemalige Sammlung Gustav Gugitz), das Bayerische Nationalmuseum in München (Sammlung Rudolf Kriss) und das Museum Carolino-Augustinum in Salzburg stellten ihre Bilder zur Verfügung. Im Katalog ist ferner eine Sammlung Pater Engelhardt in Seitenstetten erwähnt (S. 81). Als sehr wertvoll für die Bearbeitung anderer Sammlungen werden sich die beigelegten Register über die Verleger und Stecher und vor allem der Katalog der 70 behandelten Wallfahrtsorte erweisen. Die Museen und Sammler erhalten den Hinweis, auch den Gebrauchsort der Bilder in den Katalogen anzuführen. «Leider wurde bei den Wallfahrtsbildchen in den Sammlungen niemals ein Vermerk angebracht, wo sie gefunden wurden» (S. 1). Wegen dieses Mangels konnten keine genaue Angaben über die mögliche Wanderung erzählter Legenden und über ihre Beeinflussung durch Bildchen gezogen werden. Katalogisierte Andachtsbildchen sollten also nach Druckort, Verlagsort, Verkaufsort und Gebrauchsort aufgeschlüsselt werden.

Das Anliegen und das Auswahlprinzip der Verfasserin wurden oben deshalb ausführlich umschrieben, weil die Arbeit darüber keine Klarheit bringt. Die Begriffe Bildchen, Andachtsbildchen, Wallfahrtsbildchen, Bildchen mit Ursprungslegenden, Legendenbildchen, Gnadenbild, Bild des Kultgegenstandes, Andachtsblätter, Gebetszettel werden unpräzise, teils umgangssprachlich, teils begriffsbestimmend verwendet. Ein bebildertes Doppelblatt mit dem Titel «Ursprung der Wallfahrt» (Abb. 2) z.B. gehört zu den «Bildern mit Ursprungslegende». «Es handelt sich also hier nicht um ein Wallfahrtsbildchen», wiewohl es auch den zum Gnadenbild gewordenen Kultgegenstand zeigt, sondern um «ein in zwei Illustrationen aufgeteiltes Mirakelbild» (S. 19, 106). «Gebetszettel» hingegen werden als Wallfahrtsbildchen aufgeführt (S. 15, 144). Verwirrend wirkt vor allem der Gebrauch des Oberbegriffes «Kultgegenstand», wenn ausschliesslich vom «Gnadenbild» die Rede ist. An einem Wallfahrtsort z.B. gibt es doch wohl eine ganze Menge «Kultgegenstände», aber in der Regel nur ein «Gnadenbild». Im Katalog hat man sich demnach unter dem Begriff «Kultgegenstand» (der mit KG abgekürzt verwendet wird) immer «Gnadenbild» zu denken.

Theo Gantner

Sacre rappresentazioni toscane dei secoli XV e XVI. Ristampa anastatica a cura e con prefazione di Paolo Toschi. Firenze, Leo S. Olschki, 1969. Un fascicolo di XXIV p. e otto fascicoli di rappresentazioni.

In seinem knappen, aber alles Wesentliche erfassenden Vorwort weist Paolo Toschi darauf hin, dass D'Ancona bereits die Bedeutung der toskanischen Texte von «sacre rappresentazioni» hervorgehoben habe. Andere Forscher, unter anderem Toschi selber in seinem grundlegenden Werk «L'antico dramma sacro italiano», sind ihm später gefolgt. Trotz einiger Publikationen dürfte noch ein beträchtlicher Teil an zeitgenössischen Theaterdrucken ungehoben in Bibliotheken und Sammlungen ruhen. Um diese Lücke einiger-

massen auszufüllen hat Toschi den Anfang gemacht mit der Veröffentlichung von Texten, von denen sicher behauptet werden kann, dass sie in neuerer Zeit keine Neu-Auflage erlebt haben. Der anastatische Neudruck erwies sich als die gegebene Lösung der Publikation. Abgesehen vom bibliophilen Reiz solcher Drucke hat der Leser den authentischen Text und die authentischen Illustrationen vor sich. Der Verlag hat jedes dieser Spiele in einem gesonderten Heft herausgegeben und sie in einen Schubert zusammengelegt; die ganze Aufmachung ist sehr geschmackvoll und ansprechend. Das Einleitungsbändchen bringt Toschis Erläuterungen zu jedem einzelnen Schauspiel; er erwähnt die verschiedenen bekannten Drucke, die Druckorte, Jahrzahlen und Verfasser, gibt eine kurzgefasste Wiedergabe der Handlung und die für den Text benützte Quellenvorlage. Die vorliegenden Drucke entstammen im wesentlichen der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ein Schauspiel entnimmt sein Thema dem Alten Testament (Kain und Abel), ein anderes (Abataccio) ist eine Moralität, während die übrigen dramatisierte Heiligenviten sind: Agatha, Apollonia, Katharina, Caecilia und Christina. Es sei besonders auch auf den Wert der Abbildungen für die Theatergeschichte und die Ikonographie aufmerksam gemacht. Dem Verlag gebührt Anerkennung für diese reizvolle Publikation. Wildhaber

Volkskunst, Hausforschung und Ortsnamen

Lutz Röhrich, Adam und Eva. Das erste Menschenpaar in Volkskunst und Volksdichtung. Stuttgart, Verlag Müller und Schindler, 1968. 196 S., 149 (teilweise farbige) Abb.

Lutz Röhrich beschert uns hier ein vergnügliches und fröhliches Buch, das zum Lesen und zum Anschauen gleichermaßen angenehm und anregend ist: heitere Volkskunde! Aber nicht deswegen – oder zum mindesten nicht deswegen allein – hat Röhrich das Buch geschrieben. Zunächst einmal wollte er sich mit dem Begriff der Volkskunst auseinandersetzen. Die beiden Darstellungen, die er im wesentlichen zu erkennen glaubt, befriedigen ihn nicht: das Zusammentragen der Erzeugnisse der Volkskunst nach landschaftlichen Gesichtspunkten einerseits und die Darstellung der einzelnen Techniken, Herstellungsarten oder Fertigprodukte andererseits. Ihm geht es darum, neue Wege zu weisen; er will ein einziges Motiv in seiner umfassenden Gemeinsamkeit untersuchen. Dieses Motiv findet er dargestellt in den mannigfaltigsten Techniken und Sparten der Volkskunst. Aber ein Motiv braucht ja nicht nur in materiellen Objekten in Erscheinung zu treten, es kann auch in der mündlichen Tradition, in der Volksdichtung, seine Ausgestaltung finden. Diese Umspannung lockt ihn; all ihren reizvollen Möglichkeiten geht er nach, und dabei – so sagt er – «erweist es sich, dass Volkskunde nicht nur eine Summe von musealen Sachgütern, Erzählforschung und Theaterwissenschaft ist, sondern eine geistige Einheit». In einem Abschnitt «Materialien» geht er zunächst auf die «Realien» ein und schildert jeweils, wie das Adam-und-Eva-Motiv gestaltet und gewandelt ist: bei Modeln, Gebäuden, Holzplastiken, Töpferwaren, Fassadenmalereien, Hinterglasbildern, Textilien, Gravierungen in Horn und Metall, Messingbecken, Ofenplatten, und was es dergleichen mehr gibt. Nun fällt ihm auf, dass die meisten dieser Objekte brauchwürdige Funktionen haben, von denen aus ein klarer Sinnbezug zu Adam und Eva hergestellt werden kann. Er findet diese Funktionen im wesentlichen bei der Taufe und bei der Hochzeit, dann wieder im Weihnachtsbrauchtum, aber auch in den Beziehungen zur Arbeit (nach der Vertreibung aus dem Paradies!) und zu den Berufen, vor allem dem Töpfer. Memento-mori-Darstellungen können ebenfalls mit dem Motiv verbunden werden. Als Ergänzung zu diesen «Materialien» fügt er dann eine wohl überlegte Auswahl von Märchen, Legenden, Sprichwörtern, Sprüchen, Rätseln und Liedern bei. Und zwischen drin liegt der köstliche Bilderteil, für dessen mühsames Auffinden und sorgfältiges Auswählen wir dem Verfasser und für dessen prächtigen Druck wir dem Verleger gleichermaßen Dank wissen. Wildhaber

Anne Jean-Richard, Kattundrucke der Schweiz im 18. Jahrhundert; ihre Vorläufer, orientalische und europäische Techniken, Zeugdruck-Manufakturen, die Weiterentwicklung. (Basel, Basler Druck- und Verlagsanstalt, 1968). 164 S., 20 Taf. Dazu Katalogteil, 91 S. (Nicht im Buchhandel erhältlich).

Diese ausgezeichnete Arbeit über die schweizerische Zeugdruck-Industrie des 18. Jahrhunderts ist als Dissertation unter G. Jedlicka † begonnen und unter A. Reinle zu einem glücklichen Ende geführt worden. Wohl existierten zu diesem Thema bereits manche Spezialarbeiten aus verschiedener Sicht; nie aber hat jemand so umfassend den technologischen wie auch den historischen Aspekt dieses einmal für die Schweiz doch sehr wesentlichen Industriezweigs dargestellt. Die Verfasserin hat es dabei nicht bei der perfekten Ausarbeitung eines kleinen Teilgebiets belassen, sondern sie hat eine bewundernswerte Übersicht bewahrt und ihr zentrales Thema zeitlich und geographisch zum mindesten in Form von knappen Überblicken mit präzisen bibliographischen Angaben zeitlich und geographisch ausgeweitet. Erst auf diese Weise wird die Rolle der schweizerischen Kattundruckerei innerhalb der europäischen Textilindustrie im richtigen Verhältnis gesehen. Ein historischer Abriss der Entwicklung des Stoffdrucks beginnt mit den frühesten Baumwollgeweben in Oberägypten, die mit einer reservierenden Schutzmasse bedruckt und anschliessend gefärbt wurden. Farbige, bedruckte Gewebe chinesischer Herkunft kennt man aus der gleichen Zeit aus Ostturkestan. Bei den ersten europäischen Funden aus frühmittelalterlichen Gräbern Deutschlands und Frankreichs handelt es sich um sassanidische Stoffe. Die ältesten, in Europa selber hergestellten Druckstoffe stammen nicht, wie man früher vermutete, aus dem Rheinland, sondern aus Italien, wo schriftliche Quellen diese, vermutlich mit Einflüssen aus dem Orient in Zusammenhang zu bringende Technik bereits im 15. Jahrhundert bezeugen. Neben der viel bedeutenderen Samt- und Seidenweberei kam aber dem seit dem 15. Jahrhundert auch im oberrheinischen Gebiet nachgewiesenen Zeugdruck noch im 16. und 17. Jahrhundert nur eine untergeordnete Stellung zu. Das 17. Jahrhundert brachte im Zug vermehrten Kontakts mit dem Osten einen gewaltigen Aufschwung dieser textilen Musterungsverfahren. Die orientalischen, vor allem in Indien entwickelten Verfahren unterscheiden sich aber grundsätzlich von den europäischen Verfahren: es handelt sich dort nicht um direktes Aufdrucken oder Aufmalen nicht waschechter Farben, sondern um Aufdrucken bzw. Aufmalen von Beizen und anschliessendes Färben (Beiz-Färbevorgang). Seit Beginn des 17. Jahrhunderts kamen aus dem Orient (Rolle der ostindischen Handelskompanien) immer mehr farbig bedruckte Baumwollstoffe – «indiennes» – nach Europa, wo sie bald ausserordentlich geschätzt und grosse Mode wurden. Die ersten Stoffdruck-Unternehmen entstanden Ende des 17. Jahrhunderts in Südfrankreich, Italien und den Niederlanden, entwickelten sich aber nur langsam im scharfen Konkurrenzkampf mit den konservativen Stoffmusterungs-Industrien, die vielfach mit Erfolg offizielle Druckverbote durchsetzten (in Frankreich z.B. waren die Herstellung von Druckstoffen und der Handel damit von 1686 bis 1759 verboten). Die eigentliche Blütezeit der holländischen, englischen, deutschen, österreichischen und französischen Stoffdruckereien fällt in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Für den Teil über Farbstoffe und Druckanweisungen sei der Verfasserin ein hohes Lob ausgesprochen. Nach genauer Darlegung des Prinzips der Beizenfärberei stellt die Verfasserin den indischen Verfahren die europäischen gegenüber, unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der letzteren. Es folgen Abschnitte über die wichtigsten Farbstoffe, über Färbvorschriften und ganz kurz über die Entwicklung der Druckmethoden vom einfachen Holzmodell bis zur Walzendruckmaschine.

In der Geschichte der schweizerischen Stoffdruck-Betriebe des 18. Jahrhunderts lassen sich zwei Gründerperioden unterscheiden. Die erste fällt in die erste Hälfte des Jahrhunderts (Genf, Neuenburg, Aargau, Zürich), wo vor allem französische Refugianten als treibende Kraft wirkten, die zweite in die zweite Hälfte (Biel, Thurgau, Glarus), wo mehrfach schweizerische Fabrikanten, die ihre Kenntnisse in der welschen Schweiz erworben hatten, als Gründer auftraten.

Die Analysen der vielen Druckstoffe aus schweizerischem Museumsbesitz im Katalog-

teil geschah in erster Linie nach Farbigkeit des Untersuchungsmaterials, dann nach technischen Einzelheiten und originalen Bezeichnungen. Nach Möglichkeit wurde Vergleichsmaterial aus ausländischen Museen herangezogen, speziell aus den gut bearbeiteten Sammlungen des Victoria and Albert Museums in London. Eine genaue Lokalisierung und Datierung gestaltet sich oft ausserordentlich schwierig; möglich wird sie manchmal durch Firmenstempel und aufgedruckte Daten, durch technische Einzelheiten, sei es die Verwendung bestimmter Farben oder Druckmethoden, unterstützt durch historische Hinweise aus der Entstehungsgeschichte einzelner Betriebe. Die in Gruppen kurz beschriebenen Formen ergänzt ein guter Abbildungsteil.

Den allgemeinen Niedergang der schweizerischen Stoffdruck-Industrie im 19. Jahrhundert bedingten vor allem Zollbeschränkungen, technische Neuerungen und Rationalisierung in grossem Masse in den Nachbarländern. Trotz Umstellung auf Maschinen gingen die relativ kleinen Unternehmen in den Kantonen Neuenburg und Aargau um die Jahrhundertmitte ein. Eine Sonderentwicklung zeichnete sich hingegen ab im Kanton Glarus und zum Teil in der Ostschweiz: hier stellte man auf Exportartikel in den Osten um, auf Imitationen dort traditioneller Typen, z.B. türkischer, pinselgemusterter «Jamas» (unter dem Turban getragene Tücher) oder indonesischer Batikstoffe für Sarongs. Mit diesen industriell hergestellten, billigen Imitationen von Stoffen, deren Herstellung mit den einheimischen Verfahren unrationell war, erschlossen sich die Glarner nochmals gewaltige Absatzmärkte. Mit der immer schärfer werdenden englischen Konkurrenz ging jedoch auch diese Industrie Ende des 19. Jahrhunderts sehr stark zurück.

M. L. Nabholz-Kartaschoff

Christoph Simonett, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden. Band II: Wirtschaftsbauten, Verzierungen, Brauchtum, Siedlungen. Unter technischer Mitwirkung von *J. U. Könz*. Basel, Verlag Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1968. 264 S., 632 Abb., 1 Farbtaf., 4 Karten.

Im Abstand von drei Jahren ist nunmehr der zweite Band dieses wichtigen Standardwerkes der schweizerischen Hausforschung erschienen, das von seinen Bearbeitern Christoph Simonett und J. U. Könz bereits 1966 abgeschlossen werden konnte. Der neue Band entspricht seinem Vorgänger sowohl im Umfang wie auch in der Sorgfalt der Ausstattung, doch sind Einrichtung und Beschriftung der 632 durchwegs ausgezeichneten Abbildungen (Zeichnungen und Photos) noch verbessert worden¹. Der zweite Teil enthält inhaltlich recht ungleiche Abschnitte. Er behandelt zunächst die diversen Wirtschaftsbauten der Viehwirtschaft und des Getreide-, Obst- und Weinbaus mit so wichtigen Einrichtungen wie den Stallscheunen, Ställen, Kornhisten, Speichern, Mühlen, Walken, Stampfen, Pressen, Weinkeltern, Wasch- und Brunnenanlagen (S. 9–111). Der nächste Abschnitt befasst sich dann besonders eingehend mit den «Verzierungen» an Stein- und Holzbauten in den verschiedenen Techniken (Sgraffito, Wandmalerei, Steinhauerarbeiten, Stukkaturen, Schmiedearbeiten) (S. 112–171). Ein bekanntes Kapitel Bündner Volkskunst wird hier von einem versierten Kunsthistoriker auf wohlabgesicherten Grundlagen (E. Poeschel) behandelt und bringt mancherlei neue Erkenntnisse in der werktechnischen Entwicklung und Stilentwicklung der verschiedenen Zierkünste am Bündner Haus. Leistung und Einfluss heimischer Meister wie des Davoser Malers Hans Ardüser oder der Kunstschmiede Martin Laim, Vater und Sohn, sind beispielhaft herausgearbeitet; sie lassen diese meist anonyme Handwerkskunst vor dem Hintergrund bestimmter Entfaltungs- und Blüteperioden etwa des 16. und des frühen 18. Jahrhunderts deutlich erkennen und besser verstehen. Es folgen Abschnitte über Hauszeichen, Inschriften und Haussprüche, letztere im Originaltext samt deutscher Übersetzung, ferner religiöse und weltliche Symbole, alles das unter dem hier etwas ungewohnten Titel «Brauchtum» zusammengefasst (S. 172–208). Mehrere Abschnitte über die Grossformen der Siedlung und das Dorfbild Graubündens schliessen an (S. 215–237). In einem eigenen Exkurs setzt

¹ Vgl. die Besprechung des 1. Bandes: SAVk 61 (1965) 223 ff.

sich Simonett kritisch mit dem vermeintlichen «Seelenbalken» auseinander, jenem viel berufenen Fensterchen, das in bestimmten Häusern der Seele Verstorbener als Austrittsöffnung gedient haben soll. Wie der Verfasser feststellt, «gab es diese Einrichtung in Wirklichkeit weder in den Bauernhäusern der Walser (J. R. Stoffel hatte darüber erstmals 1938 aus Avers berichtet) noch der Romanen». Simonett macht mit Recht geltend, dass man ja einen solchen Öffnungsbrauch beim Sterben allgemein und in weitester Verbreitung kenne (S. 209–214). Die als «Seelapalga» angesprochenen Wandöffnungen hätten zunächst durchwegs anderen Zwecken gedient. Die diesbezüglichen Angaben erweisen sich also scheinbar als eine Art «Fachsage». Ausserst knapp sind leider die Stein-Einfriedungen und Zaunformen des Bündner Landes behandelt (S. 238f.). Den Abschluss bildet ein auf wenige Seiten begrenzter «Überblick» über Herkunft und Verbreitung zweier Walser Haustypen und walserischer Wirtschaftseinrichtungen (Stützelpeicher, Stallbauten mit Aussentreppen) in Graubünden mit den entsprechenden Verbreitungskarten (S. 240–247).

Das Gesamtwerk ist, so wie es nun vorliegt, eine Bestandsaufnahme, die kaum ein anderes Land Mitteleuropas besitzt. Sein Hauptzweck ist die Erschliessung und Darstellung der ländlichen Baudenkmäler aller Arten aus den Jahrhunderten seit dem Hochmittelalter. Um diesen gewaltigen und vielschichtigen, aber auch sehr verschiedenartigen Stoff bis in alle seine Details in zwei handlichen Bänden unterzubringen, ihn sachlich und zeitrichtig einzuordnen und um schliesslich die Tatbestände – wie der Verfasser selbst sagt – «möglichst unvoreingenommen und streng objektiv analysieren zu können, ohne den entsprechenden Untersuchungen in den übrigen Kantonen der Schweiz vorzugreifen», entschloss man sich offenbar zu einer sehr stark schematisierenden Gliederung des Ganzen. Sie musste sich jeden weiteren vergleichenden, erklärenden oder auch nur verbindenden Ausgriff versagen und gebot grösste Zurückhaltung vor allem im begleitenden Text. Eine solche Methode scheint mir aber die Dinge zu sehr zu isolieren. Man ist immer wieder versucht zu fragen, ob dabei nicht doch das eigentliche «Hausen» der Menschen in diesem Gebirgsland, deren Tun und Wirken sich ja gerade in ihren Bauten und Bauernhöfen ausdrückt, ob denn dies nicht zu sehr ausserhalb einer solchen Art der Betrachtung bleibt.

Der weitgehenden Ausgliederung des Materials, auf dessen viele und interessante Einzelheiten hier nicht weiter eingegangen werden kann, so verlockend dies auch wäre, suchte der Verfasser offenbar in den Schlusszusammenfassungen über die Hofformen, Siedlungen und das Dorfbild entgegenzuwirken. Vielleicht hätte man ihm dafür etwas mehr Raum gewähren sollen. Jedenfalls kommt er dabei zu etlichen «wichtigen Resultaten» namentlich im Hinblick auf die Einflüsse der Walser im Hausbau Graubündens, die er auch kartographisch verdeutlicht. Chr. Simonett bemüht sich in allen diesen Fragen um eine möglichst authentische und zuverlässige Darstellung. Seine grosse Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen, Autopsie und persönliches Urteil gelten ihm mehr als die konventionelle Meinung; immer wieder spürt man seinen Widerstand gegen irrige Verallgemeinerungen und Pauschalurteile. So tritt manches in ein neues Licht. Nimmt man aber alles in allem, so zeigt sich unverkennbar die dreifache Gliederung des Kantons Graubünden als Grosslandschaft auch im Hauswesen: die nördliche Zone entlang des (Vorder-)Rheins einerseits und das Engadin mit den (stärker isolierten) Südtälern andererseits umschliessen das kleinkammerige und vielgestaltige Gebiet Mittelbündens, das als typisches Land der Hochtäler und Pässe auch in vielerlei Dingen des Hausbaus eigenartig verbindend, ebenso aber auch trennend und jedenfalls stärker beharrend wirkt. Die Fülle des aus so verschiedenartigen Landschaften dargebotenen Materiales wird zweifellos zu weiteren Forschungen und Überlegungen anregen; es wird aber auch der Vergleichsforschung in Europa unschätzbare Dienste erweisen. Das nunmehr abgeschlossene Werk über die Bauernhäuser Graubündens wird also in jeder Hinsicht und nicht bloss für die Volkskunde – das steht sicher fest – ein bleibendes und gültiges Forschungsinstrument sein, eine Art Urkundenbuch des Bündner Hausbaus, dessen grosser und vielseitiger Nutzen unbestritten in die Zukunft weist.

Oskar Moser

Axel Steensberg u. a., *Atlas over Borups agre* [Die Felder des Dorfes Borup im Wald von Borup Ris auf Seeland]. Kopenhagen, Kommission G. E. C. Gads Forlag, 1968. Textband 114 S., 19 Fig. und Karten (mit dt., engl. und franz. Zusammenfassung), Atlasband mit 96 Tafeln, 1 Karte.

Die mittelalterliche Feldflur des Dorfes Borup, das um 1200 verödete, bildet Gegenstand dieser Untersuchung. Es liegen erst Beobachtungen, aber noch keine weitergehenden Deutungen vor. Vermutlich liegen unter den mittelalterlichen noch eisenzeitliche Fluren verborgen. Siedlungsfunde reichen sogar bis in die jüngere Steinzeit. Weitere Untersuchungen werden also noch notwendig sein. Bereits diese Siedlungskontinuität dürfte allerhand neue Erkenntnisse bringen. Von den 10 bis 15 mittelalterlichen Höfen, deren Flur untersucht wurde, sind nur Bodenspuren, Tonscherben und andere Gegenstände vorhanden. Wände und Böden fehlen (Pflugwirkung). Dennoch lassen sich Hinweise auf Wandpfosten, die auf Steinen aufgesattelt waren und eine Sparrendachkonstruktion finden. Die Felder, die sorgfältig vermessen wurden, sind nach einem bestimmten Plan angelegt. Sie unterscheiden sich jedoch von den bisher bekannten Langstreifenfluren in England und Deutschland. Die Äcker besitzen keine hohen Rücken, entsprechen also nicht den Hochäckern, wie sie auch aus unserm Land bekannt sind. Die Autoren führen dies auf den erst seit 1300 erfolgenden Anbau von Wintergetreide zurück. Die vorhandenen Furchen bildeten eher Wasserrinnen zum Schutz des Getreides. Genaue Holzuntersuchungen zeigen zwei bedeutende Rodungsperioden, eine um 420 v. Chr. und eine von 1040 n. Chr. (Gründung von Borup).

Es ist zu wünschen, dass die Flurforschung durch diese Arbeit angeregt wird, in möglichst verschiedenen Gebieten Europas die mittelalterlichen Flursysteme genau zu vermessen. Strukturanalysen sind zuverlässig nur auf Grund sorgfältiger Unterlagen möglich. Leider fehlen diese auch in unserm Land, soweit sie überhaupt vorgenommen werden können.

M. Gschwend

R. C. Hekker und *J. M. G. van der Poel*, *De nederlandse boerderij in het begin der 19e eeuw. Een documentatie-onderzoek van het Kabinet van Landbouw*. Arnhem, Stichting Historisch Boerderij-Onderzoek, 1967. VI, 120 S., wovon 41 Taf., zahlr. Abb. und Fig. im Text. Deutsche Zusammenfassung.

Um 1808 wurde in Amsterdam durch J. Krops ein «Kabinet van Landbouw» gegründet. Neben einer Sammlung von landwirtschaftlichen Geräten beabsichtigte der Gründer auch eine Bestandesaufnahme der volkstümlichen Bauweisen in Holland. Die sich daraus ergebenden 51 Zeichnungen waren lange Zeit verschwunden, wurden jedoch vor kurzem fast vollständig wieder aufgefunden und von privater Seite der SHBO geschenkt. Van der Poel bietet in einer Übersicht ein Abbild der wechsellvollen Geschichte des Kabinet van Landbouw, während R. C. Hekker in verdienstvoller Weise sich bemüht, die wiederaufgefundenen Zeichnungen zu beschriften, da die ursprünglichen Beschreibungen verschollen sind. Für die holländische Bauernhausforschung sind die Darstellungen selbstverständlich wichtig. Uns geben sie einen, wenn auch nicht vollständigen Überblick über die wichtigsten Hausformen des angehenden 19. Jahrhunderts. Die damals angelegten Sammlungen von landwirtschaftlichen Geräten hätten eine einmalige Chance geboten, ein historisches Landwirtschaftsmuseum aufzubauen. Die Wissenschaftler des Freilichtmuseums in Arnhem bedauern sehr, dass es nicht dazu kam.

M. Gschwend

Ortsnamenforschung in Bayern. Ein Literaturbericht von Wolf-Armin Frhr. v. Reitzenstein. München 1968. VI, 115 S. (Beiträge zur Volkstumsforschung, 17).

Die Entwicklung der Ortsnamenforschung in Bayern hat in dem seit 1951 erscheinenden Historischen Ortsnamenbuch von Bayern (nach Stadt- und Landkreisen geordnet) eine weitgehend einheitliche und vorbildliche Ausgestaltung gefunden. Die Fülle der hauptsächlichlichen weiteren ortsnamenkundlichen Literatur lässt sich nun dank dem vorliegenden bibliographischen Führer bequem überblicken. Nach einem einleitenden Ka-

pitel über Fragen der Abgrenzung des Literaturberichtes (mit reichen Hinweisen zu siedlungsgeschichtlichen und anderen speziellen Arbeiten, die Bayern irgend berühren), zu den Hilfsmitteln und zur Methode folgt eine kritisch beschreibende Bibliographie von 189 Titeln, zu denen die über 100 Titel der Einführung treten. Nach den Arbeiten über Gesamtbayern folgen die einzelnen Landschaften Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz, Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken und Schwaben. Die Referate zu jedem Titel umfassen Inhalt, Materialfülle, geographische Beschränkung und kurze Wertung. Landschaftliche Übersichtskarten vermitteln überdies eine rasche Orientierung über die namenkundlich bearbeiteten Gebiete.

Stefan Sonderegger

Märchen und Schwänke

Karl Haiding, Märchen und Schwänke aus Oberösterreich. Berlin, Walter de Gruyter, 1969. XX, 233 S., 11 Abb. (Supplement-Serie zu Fabula, Reihe A: Texte, 8).

Wenn eine Erzählsammlung von Karl Haiding herauskommt, so kann man sicher sein, dass es sich um eine restlos erfreuliche und einwandfreie Ausgabe handelt, nicht nur was die Texte und deren Edition angeht, sondern auch was die einzelnen Erläuterungen zu den jeweiligen Nummern betrifft. Wir brauchen hierüber also keine weiteren Worte zu verlieren, sondern wir können nur dankbar sein, dass Kurt Ranke seiner Supplement-Serie zu Fabula diesen Band beigelegt hat. Haiding gibt hier 185 Märchen und Schwänke; im Vorwort erzählt er, wie die Sammlung zustande kam. Etwa ein Viertel der Erstveröffentlichungen durfte er den Aufzeichnungen von Feldforschern der letzten hundert Jahre entnehmen; der Hauptteil aber ist von ihm in mehreren Wanderungen vom Jahre 1954 an zusammengetragen worden. Er erzählt von seinen Begegnungen und Erlebnissen mit einigen besonders hervorstechenden Erzählerpersönlichkeiten. Die Texte sind meist im Dialekt auf Tonband aufgenommen worden; die Rücksicht auf den internationalen Leserkreis der Erzählreihe liess es aber als wünschenswert erscheinen, sie in Schriftdeutsch (zum mindesten in einer dem Schriftdeutsch angenäherten Form) wiederzugeben, doch wird ausdrücklich hervorgehoben, dass ihr Text «unverblümt» gewahrt blieb. Die Anmerkungen bringen die Typeneinordnung, den Erzähler mit Zeit und Ort der Aufnahme, die Varianten und eventuelle weitere Ergänzungen und Erläuterungen. Fritz Harkort, mit seiner unerhörten Materialkenntnis, hat eine Typenübersicht beigelegt. Oberösterreich galt bis anhin als erzählarms Land; Haiding kann aber mit Freude gestehen: «Meine Überzeugung, dass das einseitige Bild der Volkskultur Oberösterreichs nur die mangelnde Forschungstätigkeit, nicht aber die fehlende Überlieferung zur Ursache habe, ist schon am ersten Wandertage bestätigt worden.» Wir können ihm – nach der Lektüre des Buches – nur beipflichten.

Wildhaber

Märchen der europäischen Völker. Unveröffentlichte Quellen. Jahresgabe 1968, hrsg. von der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker, Schloss Bentlage bei Rheine in Westfalen. XI, 206 S. (Auch als Bd. 8 der «Märchen der europäischen Völker» bei Aschendorff, Münster/Westfalen).

Die neue Jahresgabe enthält wieder eine liebevoll zusammengestellte Reihe von etwas mehr als 20 Märchen aus neun Ländern, die jeweils in der Originalsprache und in möglichst getreuer deutscher Übersetzung publiziert sind. (Die deutschen Märchen sind schriftdeutsch aufgezeichnet). Die vertretenen Länder sind wallonisch Belgien (5), die Slowakei (2), Spanien (2), Finland (2), Frankreich (2), Deutschland (5), England (2), Italien (Friaul 2; dazu ein Kinderreim aus Bozen, der aber kaum als Märchen bezeichnet werden kann) und Schottland (1). Die Märchen sind mit mehr oder weniger ausführlichen Erläuterungen versehen (wobei vor allem die Bemerkungen zu den französischen Märchen von A. de Félice ganz vorzüglich sind); teilweise sind auch die Motivnummern Aa Th beigelegt.

Wildhaber

Plattdeutsche Schwänke. Aus den Sammlungen Richard Wossidlos und seiner Zeitgenossen sowie eigenen Aufzeichnungen in Mecklenburg, hrsg. von *Siegfried Neumann*. Rostock, VEB Hinstorff Verlag, 1968. 232 S.

1963 hatte Siegfried Neumann aus den Sammlungen von Richard Wossidlo die «Volkschwänke aus Mecklenburg» herausgegeben (1967 bereits in 4. Auflage erschienen); nun folgt als Ergänzung hiezuhin das sehr ansprechend aufgemachte Bändchen der «Plattdeutschen Schwänke», das wir mit grossem Vergnügen und vorbehaltlos empfehlen. Zu Wossidlos Sammlungen ist seither beachtlich viel neues Material zu dem unerschöpflichen Thema der immer neu geformten Schwänke hinzugekommen, und zwar vor allem durch die systematische Durchsicht aller auffindbaren handschriftlichen Sammlungen, dann aber auch durch das vom Herausgeber im wesentlichen vor dem Zweiten Weltkrieg selbst aufgezeichnete Erzählgut der Gegenwart. Die Textauswahl nimmt darauf Bedacht, die Buntheit und Vielfalt der Erzählthemen zu illustrieren und zugleich einen Beleg für ihre ungebrochene Lebenskraft über einen Zeitraum von achtzig Jahren hinweg zu vermitteln (wobei selbstverständlich die Motive jeweils noch weitaus älter sein können). Von Motivkreisen heben wir heraus: Schildbürgerstreiche, Schäferanekdoten, Anekdoten über einzelne Berufe, wie Maurer, Zimmerleute (besonders herrlich die köstliche Erzählung Nr. 93 auf S. 61), Schmiede, Schneider, Weber und Schuster, die immer wieder beliebten Pastorengeschichten, und – zusätzlich gegenüber den «Volkschwänken» – Schwänke von Seeleuten und Soldaten. (Das Inhaltsverzeichnis für das Bändchen befindet sich – aus welchen Gründen auch immer – auf den Innenklappen des Schutzumschlags). Es soll wenigstens auf einige, ganz wenige vergnügliche Schwänke hingewiesen werden: die Anziehungskraft des Strandrechts (S. 98f.; über ähnliche Themen gibt es auch Erzählungen aus Grossbritannien), die ersten Kussversuche von Adam (S. 185) und der Nationenstreit (S. 193f.). Dem Band sind ein Literaturverzeichnis, Textanmerkungen (Erzähler, Aufzeichnungsort und -zeit), ein Typenverzeichnis nach AaTh und Worterklärungen beigegeben (wobei zu sagen ist, dass sich das Mecklenburger Platt recht gut liest).

Wildhaber

Christa Federspiel, Vom Volksmärchen zum Kindermärchen. Wien, Verlag Notring, 1968. 324 S. (Dissertationen der Universität Wien, 4).

Wilhelm Grimm hat, wie man weiss, stilistisch und inhaltlich viele seiner Märchentexte auf Kindertümllichkeit hin retouchiert. Welche Prinzipien ihn dabei leiteten, zeigt die Verfasserin an den Märchen, die erfahrungsgemäss bei den Kindern besonders beliebt sind. Man wird ihr weder eine gewisse Praxis (S. 310 nennt sie ihren kleinen Sohn) noch ein schönes Einfühlungsvermögen absprechen wollen, aber damit muss leider das Lob schon ein Ende haben. Wir glauben uns nicht zu täuschen, dass unter den Büchern über Märchen, die in den letzten Jahren erschienen sind, poetisch gehaltene Herzensergiessungen und Spekulationen aus Federn des schöneren Geschlechts quantitativ (und nur quantitativ) überwiegen. Dass diese literarische Gattung nun noch den universitären Segen erhält, bildet eine unbestreitbare Überraschung. Angesichts der kaum mehr überblickbaren ernsthaften Sekundärliteratur zum Märchen bedeutet es eine Tollkühnheit, in einer Dissertation nochmals Grundsätzliches zu sagen, wie es Ch. Federspiel im ersten Teil ihrer Arbeit gewagt hat. Hier teilt sie ein einziges Mal einen Text mit; sonst ist, unter spärlicher Berufung auf Peuckert, Lüthi (ohne dessen neuste Bücher) u. a., seitenlang von dem Märchen als Gattung die Rede; dabei wird nicht immer klar zwischen «Zaubermärchen» und «Kindermärchen» geschieden, so dass wirkliche oder wenigstens scheinbare Widersprüche einander jagen. Noch apodiktischer gehalten ist der Abschnitt über das Kind; da wird eine (gewiss nicht immer falsche, aber gänzlich unwissenschaftliche) Kinderpsychologie vorgelegt, die beweisen soll, was der Verfasserin vorschwebt.

Tritt man in den analytischen Teil ein, so bestätigt sich, was man vorher schon ahnte: Es wird dauernd ungenau oder unvollständig zitiert; oft lassen sich die benützten Quellen gerade noch erraten. Dabei wird (S. 270) einem Autor vorgeworfen, er habe Jacob mit

Wilhelm Grimm verwechselt; eine Kontrolle ergibt, dass in Wirklichkeit Frau Federspiel die Anmerkung ihrer Quelle ungenau gelesen hat. Jacob Grimm selber entgeht ihrer Kritik nicht (S. 231): Weil er angeblich ein nötiges Wort in der sog. Urschrift weggelassen hat, wird ihm «erzählerisches Unvermögen» vorgeworfen. Schlägt man bei Lefftz nach (wo der Text sogar faksimiliert wiedergegeben ist), so stellt sich heraus, dass es sich um ein «abschreiberisches Unvermögen» der Verfasserin handelt. Es ist, auch wenn wir von der oft mangelhaften Interpunktion und den Orthographiefehlern in französischen Zitaten absehen, noch von weiterem Unvermögen zu berichten, nämlich in der Handhabung der deutschen Sprache, z.B.: «Der gerechte Dämon entstand durch Erweiterung des Zuges des richtenden Dämons im Zaubermärchen zu einer selbständigen Erzählung» (S. 201). «Die Grimmsche Gestaltung des Stoffes zeigt uns, wie gut sie (!) es verstanden, ihn dem Kind noch näher zu bringen» (173). «Die schriftlichen Einflüsse entsprechen eben den Gesetzen des volkstümlichen Erzählens nicht, auch der Analphabetismus hemmte aber ihre Wirkung» (165). Mehrfach ist zu lesen, die Kindermärchen seien «entaberglaubisiert». Angesichts solcher Sünden gegen den Geist der deutschen Sprache darf man wenigstens sicher sein, dass die häufige Verwendung des Adjektivs «völkisch» nicht böse gemeint ist.

Auch für die Volkskunde hält das Buch einige Überraschungen bereit, beispielsweise: «Die Wiederbelebung eines Menschen aus seinem Skelett ist möglich – früher, in der magischen Welt, ist das Symbol des Knochenmannes von durchaus positivem, lebensspendendem Sinn» (24). Oder über das Mittelalter: «Eine gewisse Aufklärung durch die keimenden Wissenschaften lehrt die dumpf vor sich hinbrütende Masse allmählich sehen und werten» (89). Und sollte die Verfasserin während ihres volkskundlichen Studiums wirklich nichts von Geburtsbäumen gehört haben? Jedenfalls behauptet sie: «Die magische Gebundenheit eines Menschen an eine Pflanze ist uns schon völlig fremd» (193). – Hier und da wäre auch ein Goldkörnchen zu finden, aber hilfreiche Tauben wären zum Heraus-picken unerlässlich.

Trümpy

Volkslied

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs herausgegeben von *Rolf Wilb. Brednich*. 12. Jahrgang, Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1967. 253 S.

Die Aufsätze auch dieses Bandes teilen sich in Betrachtungen grundsätzlicher Art und Einzeluntersuchungen. Zur ersten Kategorie gehört die ungemein anregende Münsterer Antrittsvorlesung von *Hinrich Siuts*, «Das Verhältnis von Volkslied und Modelied im deutschen Volksgesang». Die Frage, die schon so viele Forscher gequält hat, ob Schlager zu den Volksliedern gehören, beantwortet er negativ; zum Volkslied rechnet er nur das zersingbare «stilechte Volkslied» und das treuer bewahrte «volkstümliche Kunstlied». Als übergeordnete Kategorie setzt er den «Volksgesang», zu dem nun als weitere Gruppen das «Modelied» (u.a. Schlager), das Kunstlied und das Kirchenlied zählen. Dass entgegen einer verbreiteten Auffassung schon in den Repertoiren des 16. Jahrhunderts die wirklichen Volkslieder nur einen verhältnismässig kleinen Prozentsatz ausgemacht haben, zeigt Siuts überzeugend auf. – Von ihm unabhängig ist *Ernst Klusen* im Aufsatz «Das Gruppenlied als Gegenstand» zu erstaunlich gleichartigen Ergebnissen gelangt. Allerdings möchte Klusen den Terminus «Volkslied» überhaupt ausstreichen und als Oberbegriff den soziologisch bestimmten Ausdruck «Gruppenlied» vorschlagen. (Schade, dass ihm Walter Eschers Buch über das Silvestersingen in St. Antönien unbekannt geblieben ist.) – *Roger Pinon* wagt es in einem französisch geschriebenen Aufsatz, das Problem der Kontinuität für die Hirtenmusik in Angriff zu nehmen, indem er antike und mittelalterliche Zeugnisse mit neuzeitlichen konfrontiert; ein Diskussionsbeitrag von hohem Wert. – *Hellmut Rosenfeld* greift wieder einmal die Beziehung des schweizerischen Südeli-Liedes und verwandter Balladen zum Kudrunepos auf; er sieht sie im Ge-

gensatz zu John Meier und andern Forschern durchaus positiv, und zwar mit Priorität des Epos. Ohne neue Funde wird man über Vermutungen freilich kaum hinauskommen. – Von einem Fund anderer Art kann Rosenfeld in einem zweiten Beitrag berichten: Mitten in Abrechnungen hat 1481 ein junger Mann, offenbar um seinem Herzen Luft zu machen, eine bisher unbekannte Variante des Liedes «Ach Gott, wem soll ich's klagen» aufgezeichnet. – Noch bedeutsamer ist der Fund, mit dem uns der Musikologe *Walther Lipphardt* bekannt macht: Im handschriftlichen Kirchengesangbuch des protestantischen Theologen Adam Reißner von 1554 haben sich zahlreiche Kontrafakturen zu Volksliedern mit Noten erhalten, und über diesen Umweg sind nun verschiedene bisher verschollene Volksliedmelodien bekannt geworden. Lipphardt hat auch den Texten Beachtung geschenkt und mehrfach einleuchtende Gründe für die Unterlegung eines geistlichen Textes unter eine volkstümliche Melodie anführen können. – *Leander Petzold* führt in einer ebenso gelehrten wie umsichtigen Studie Zeugnisse für einen Erzähltyp vor, der die Strafe für schimpfliche Behandlung eines Totenschädels zum Gegenstand hat; er ist in Predigt-exempeln, Sagen und überraschenderweise auch in vielen Balladen aus weiten Gebieten Europas und südamerikanischen Kolonien bekannt. Dass für die Ausbreitung Jesuiten verantwortlich sind, ist ein Ergebnis von grundsätzlicher Bedeutung. – Von den weiteren Beiträgen nennen wir noch den Bericht von *József Faragó* über die Erforschung der Volksballaden der ungarischen Minderheit in Rumänien und *Wolfgang Suppans* Bibliographie der seit 1945 erschienenen deutschsprachigen Literatur zum Jazz. Als Skandalon im Rahmen dieses Jahrbuchs sollte man Suppans Bibliographie nicht bezeichnen, ohne sich mit seiner lesenswerten Rechtfertigung auseinanderzusetzen. Trümpy

Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes. Geleitet von *Leopold Nowak* und *Leopold Schmidt*. Bd. 16, Wien 1967. 136 S.; Bd. 17, 1968, 104 S.

Gegenüber den früheren Bänden dieses geschätzten Jahrbuches ist der Umfang sichtlich zurückgegangen, was sich aus dem Tod des bisherigen Hauptredaktors K. M. Klier (dem Schmidt 16, 110ff. einen schönen Nachruf gewidmet hat) erklärt. Um das Periodikum weiterführen zu können, brachten die Herausgeber im 16. Band zur Hauptsache Referate, die in zwei «Seminaren für Volksliedforschung» in Wien gehalten worden waren, zum Abdruck. Diese Texte führen Neulinge gemütvoll in die Volkslied- und Volksmusikforschung ein und sind für die Wissenschaft höchstens der Literaturangaben wegen beachtlich. Erwähnt sei hier, schon aus Gründen der Nachbarschaft, wenigstens der Bericht von *Josef Bitsche* über das Volkslied in Vorarlberg. Hohes Niveau weist der Aufsatz von *Erich Stockmann* über «Aufgaben der Volksmusikinstrumentenforschung» auf. – Der 17. Band hat in der Qualität den Stand der älteren Jahrgänge wieder erreicht. Ausser dem Beitrag von *Karl Horak*, der zahlreiche Texte und Melodien von Heischeliedern zur Mittwinterszeit aus dem Südtirol mitteilt, sind hier alle Aufsätze der Musik gewidmet. Von der Entstehung und Ausbreitung der Handharmonika, die ja auch in der Schweiz als (womöglich uraltes) Volksinstrument par excellence gilt, handelt kenntnisreich (aber leider ohne Literaturnachweise) *Walter Maurer*. Der Saarbrückener Musikologe *Christoph-Hellmut Mahling* stellt, Forschungen seines Lehrers Wiora fortführend, dar, wie, wann und warum in der Wiener Klassik volkstümliche Instrumente verwendet oder imitiert wurden, z.B. Dudelsack oder Mandoline: ein gewichtiger Beitrag zum Thema «Aufsteigen der Kulturgüter». *Norbert Wallner* untersucht die Rhythmik des «Alpenländischen Liedes»; hier scheint es sich weitgehend um ein «Absinken» zu handeln, hat doch u.a. ein so anspruchsvolles Versmass wie der Alexandriner ins Volkslied eindringen können. Der Aufsatz von *Franz Eibner* über «musikalische Grundlagen» der volkstümlichen Musik Österreichs entzieht sich sachlich unserer Beurteilung; er ist aber offensichtlich Frucht intensiven und klugen Nachdenkens und frei von Heimatideologie. – Für beide Bände hat *Maria Kundgraber* die ausführliche, auch pflegerische Publikationen einbeziehende Bibliographie verfasst; im Rezensionsteil informiert vor allem Leopold Schmidt mit bekannter Raschheit über die Neuerscheinungen. Trümpy

Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen, gesammelt und herausgegeben durch *Franz Ziska* und *Julius Max Schottky*. Pesth, Hartleben's Verlag, 1819. Neudruck für die Wiener Bibliophilen-Gesellschaft und den Arbeitsausschuss für Wien und Niederösterreich des Österreichischen Volksliedwerkes, 1969. Mit Nachwort von *Leopold Schmidt*. XVI, 289 S., 68 Liedweisen, 13 (unpag.) S. Nachwort.

Diese prächtige bibliophile Neu-Ausgabe, die «im 150. Jahre des Erscheinens der ersten Österreichischen Volksliedsammlung» hergestellt wurde, ist durch ein fein und liebenswürdig gestaltetes Nachwort von Leopold Schmidt bereichert worden. Darin hebt er den Wert dieses ersten Hauptwerkes der österreichischen Volksliedsammlung hervor; er reiht es in die historischen Zusammenhänge ein und stellt vor allem die Persönlichkeiten der beiden Sammler anschaulich vor Augen. Man wird dem Liedband seinen Quellenwert nicht abstreiten wollen, wenn er auch nicht alle Anforderungen erfüllt, die man heute an ein derartiges Werk stellen würde. Als hauptsächliches Sammelgebiet dürfte der sehr weit gefasste Umkreis von Wien in Frage kommen. Die Dialektform der Texte ist getreu wiedergegeben, und die Herausgeber betonen im Vorwort ihrer Sammlung: «Eigennächtiges Eingreifen ist ihr fern geblieben». Zu 68 Liedern haben sie auch die Melodien beigelegt. Vermutlich dachten sie an eine Erweiterung ihres Planes, denn sie schreiben im Vorwort: «Der zweite Band, mit mehr als hundert Singweisen, soll nächst dem auch die Heimat der Lieder genau bestimmen, so dass bei jeder Dichtung der Ort genannt wird, in dem sie gehört und niedergeschrieben wurde. Ein dritter Theil würde Lieder enthalten aus Steyermark, Kärnten, Krain, Tyrol». Dazu ist es aber nicht mehr gekommen; Schottky hat sich um das Werk nicht mehr gekümmert; nur Ziska hat 1844 noch eine «Zweite verbesserte und vermehrte» Auflage herausgebracht. Danach aber kam erst 1906 eine von Friedrich S. Krauss besorgte Neu-Ausgabe heraus, die ebenfalls schon längst wieder vergriffen ist. Die Veröffentlichung dieses ersten grösseren Liedwerkes dürfte also das Liedleben auf dem Land und in der Stadt kaum wesentlich beeinflusst haben. Die Wirkungen auf Künstler sind stärker gewesen; Leopold Schmidt erwähnt, dass Beethoven zu zwei Liedern Klaviersätze geschaffen habe und dass Heinrich Heine von der Sammlung angeregt worden sei.

Wildhaber

Dietmar Sauermann, Historische Volkslieder des 18. und 19. Jahrhunderts (Ein Beitrag zur Volksliedforschung und zum Problem der volkstümlichen Geschichtsbetrachtung). Münster, Verlag Aschendorff, 1968. 504 S. und 12 beigegebundene Karten. (Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, 18).

Eine hochehrfreuliche Arbeit, die wieder einmal wissenschaftliches Neuland erschliesst! Die Gattung der «Historischen Volkslieder» wurde lange vernachlässigt, wohl nicht zuletzt deshalb, weil sie John Meier und andere Forscher überhaupt nicht zu den echten Volksliedern rechnen wollten. Sauermann tritt mit einem Material aus verhältnismässig später Zeit den überzeugenden Gegenbeweis an; zahlreiche der erhaltenen Texte weisen die Kriterien der «Volksläufigkeit» auf. Für die ältere Zeit, für die sich gerade aus der Schweiz berühmte Texte erhalten haben, werden sich, wie der Verfasser festhält, diese Kriterien schwerer nachweisen lassen; aber den Rez. erfüllt doch ein gewisser Optimismus, nicht zuletzt, weil in den Liedern aus dem 18./19. Jahrhundert gewisse Motive des 15./16. Jahrhunderts weiterleben, so dass auch eine Kontinuität der Funktion wahrscheinlich wird.

Den grössten Raum des Buches beansprucht der Editionsteil, in dem 67 Typen mit ihren meist beträchtlichen Varianten präsentiert werden. Er ist, damit der Umfang eines Bandes nicht gesprengt wurde, knapp und manchmal etwas unübersichtlich gehalten. Eine Kontrolle der Texte und der Nachweise war uns nicht möglich, aber nach dem vorzüglichen Einleitungsteil zu schliessen, verdient die Edition, hinter der eine entsagungsvolle Arbeit steckt, alles Vertrauen. – Von wem die mitgeteilten Lieder stammen, hat sich nur in wenigen Fällen nachweisen lassen. (In verschiedenen Texten lebt noch die alte Weise weiter, dass die Schlußstrophe «drei Husaren auf der Wacht» u.ä. als Verfasser nennt.) Dafür zeigt Sauermann eine bisher zu wenig beachtete Tatsache auf: Einmal be-

liebt gewordene Lieder werden gerne mit mehr oder weniger starken Eingriffen für spätere Ereignisse ähnlicher Art zurechtgemacht. So taugte das auf die Belagerung Belgrads (1789) verfasste Lied Nr. 15 auch für Mantua (1797) und sogar für Waterloo (1815). (Das erinnert daran, dass gewisse Kalenderholzschnitte, etwa von Fürstenhochzeiten oder Krönungen, später mit neuen Legenden unbedenklich wieder abgedruckt wurden.) Der von Saubermann dafür verwendete Ausdruck «Rahmenlied» erscheint uns nicht ganz glücklich, weil er an «Rahmenerzählung» erinnert, was etwas ganz anderes ist; wir möchten «Mehrzwecklied» vorschlagen.

Neben dem Philologischen ist das Thema bedeutsam, das der Verfasser im Untertitel ankündigt: die volkstümliche Geschichtsbetrachtung. Sie wird in seinen Texten in verschiedener Hinsicht fassbar: Sie zeigen, welche Aspekte historischer Ereignisse in breiteren Schichten Anklang gefunden haben, wie die «Helden» gesehen wurden und wie weit das historische Gedächtnis zurückreicht. Sauermanns Ausführungen machen auch deutlich, dass die nicht weniger vernachlässigten «historischen» Sagen unter denselben Gesichtspunkten wieder vermehrte Beachtung verdienen würden. Trümpy

Alberto M. Cirese, Note per una nuova indagine sugli strambotti delle origini romanze, della società quattrocinescentesca e della tradizione orale. Estratto del *Giornale storico della Letteratura Italiana* 144 (1967) fasc. 445 e 448 (pp. 1–54, 491–566), paginatura separata 1–130.

A. M. Cirese, der sich vor einigen Jahren schon über die sardischen *mutos* und *mutettus* geäußert hatte (*Struttura e origine morfologica dei mutos e dei mutettus sardi*, Cagliari 1964) legt uns nun eine ebenso scharfsinnige wie unterhaltsame Problemgeschichte der *strambotti*-Forschung vor. Angesichts einer schon hundert Jahre andauernden Diskussion rollt Cirese das Problem mit der präzisen Trennung von Name und Sache neu auf. Für ihn ist der Name *strambotto* durchaus nicht zum vornherein identisch mit all den Dichtformen, die darunter subsumiert werden. Statt von einer postulierten Wesenheit «strambotto» auszugehen, hält er sich schlicht an die Tatsachen und überprüft die bisher vorgebrachten Argumente an den Dokumenten selbst. Die bisherige Forschung ging weitgehend von der äusseren Form der Gedichte aus, das heisst von der Anzahl der Verse und der Art der Reime; daraus ergab sich eine relativ geringe Anzahl von Varianten, die sich dann leicht – unter Weglassung «störender» Elemente – zu irgendwelchen Einheitsthesen umbiegen liessen. Cirese berücksichtigt auch die innere Form (was ein erstes Mal schon Hugo Schuchardt 1874 praktiziert hatte!), das heisst die formalen Bande, die zwischen den einzelnen Versen geknüpft werden. Das Ergebnis der Untersuchungen, das uns Cirese nach vielen Detailprüfungen erst auf Seite 99 liefert – er versteht es meisterlich, durch Vorenthaltung der Resultate die Spannung zu steigern und allfälliges Nachlassen der Aufmerksamkeit beim Leser durch selbstironische Bemerkungen wieder aufzufangen – lautet: Es gibt im wesentlichen zwei Formen von *strambotto*, die eine mit fortlaufendem Redefluss (*discorso continuo*), die andere mit unterteiltem Redefluss (*discorso diviso*). Im ersten Fall ist der logisch fortschreitende Gang der gedanklichen Entwicklung durch keine Form als das Reimschema gehemmt, er steuert ruhig auf sein Ziel los; im andern Fall wird das Thema in der ersten Hälfte (*testa*) angeschlagen und in der zweiten (*coda*) mittels der Technik des «Parallelismus der versus transformati» (Verse, die – nur leicht verändert – repetiert werden) weitergesponnen, was der ganzen Form einen mehr affektiv gefärbten Charakter verleiht; beide Teile sind weiterer Ausgestaltung fähig und geben demnach Anlass zu einer Vielzahl von Variationen. Während der *discorso continuo* also ein festgeprägtes Modell abgibt, wirkt der *discorso diviso* produktiv; er findet sich denn auch mit Vorliebe in der eigentlichen Volkspoesie.

Cirese zeigt, bei allem Respekt vor den Resultaten anderer Forscher, dass diese sehr oft von Vorurteilen, raschen Verallgemeinerungen und der Vorliebe für bestimmte Thesen (nationalistische, popularistische, arabistische, aristokratische) ausgingen. Cirese deutet seine geistige Herkunft mit drei Zitaten, die er der Arbeit voranstellt, an: von Antonio Labriola (1843–1904), Professor für Moral an der Universität Rom, Ferdinand de Saus-

sure und Vladimir Ja. Propp. Seine Grundthese ist die methodische Scheidung zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem (*signifiant* und *signifié*) und die Problemstellung auf dem Niveau der *langue* (des Sprachsystems) statt der *parole* (der Einzelaussage). Damit liefert er eine mustergültige Anwendung strukturalistischer Forschung auf Fragen der Dichtung, besonders der Volksdichtung; dank der ständigen Verifizierbarkeit an den Fakten stellt er uns glücklicherweise einen Strukturalismus als Methode und nicht als Ideologie vor.

Iso Baumer

Kurze Hinweise

Volkskunde im 19. Jahrhundert. Ansätze – Ausprägungen – Nachwirkungen. Arbeitstagung der Vertreter des Faches Volkskunde an den deutschen Universitäten vom 9. bis 11. Oktober in Kiel. Protokollmanuskript bearbeitet von *Konrad Köstlin*, *Karl-S. Kramer* und *Kai Detlev Sievers*. Als Manuskript gedruckt. Kiel 1968. 83 S. – Dieses kleine Heft birgt eine unerhörte Fülle von Anregungen zur Thematik und Problematik unseres Faches, das ja zu einem bedeutsamen Teil seiner Ansätze auf das 19. Jahrhundert zurückgeht. Wie sehr die Nachwirkungen dieser Ansätze noch keineswegs konsolidiert sind und noch völlig verschieden bewertet und behandelt werden können, kommt in den beigegeführten (und zusammenfassend gestrafften) Diskussionsbeiträgen ganz ausgezeichnet zum Ausdruck. Die Themen selbst sind entweder allgemeiner Art – wobei dann die Diskussion sich als sehr ergiebig erweist – oder dann geographisch oder sachlich mehr oder weniger eingeschränkt – wobei auch die Diskussion mehr oder weniger eingeschränkt bleibt. Die Referate wurden gehalten von (in der Reihenfolge des Inhaltsverzeichnisses): Bernward Deneke, Gerhard Heilfurth, Gerhard Lutz, Ingeborg Weber-Kellermann, Kai Detlev Sievers, Alfred Höck, Georg R. Schroubek, Ina-Maria Greverus, Helge Gerndt, Herbert Schwedt, Wolfgang Jacobeit und Günter Wiegmann. Die betreffenden Beiträge sind in diesem Arbeitstagsungsbericht in gekürzter Form wiedergegeben. Das Referat von Herbert Huckenbeck wird an anderer Stelle publiziert werden.

Volkskundliche Informationen. Institut für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Doppelheft für 1968. 47 S. – Die Hälfte des gut redigierten Heftes wird von der Abteilung «Tagungen und Konferenzen» beansprucht. *Wolfgang Jacobeit* und *Hainer Plaul* referieren über die Vorträge und Diskussionsbeiträge, die auf einem internationalen Kolloquium im Dezember 1967 in Bad Saarow über «Probleme und Methoden volkskundlicher Gegenwartsforschung» gehalten wurden. Die übrigen – in Zukunft ständig geführten – Abteilungen der DDR-Informationen umfassen «Neues aus den Museen», «Volkskundliches Fernstudium», «Personalien und Veränderungen» (sehr verdienstvolle und nützliche Zusammenstellung von *Hainer Plaul*) und «Bibliographien» (von *Herta Uhlrich* mit gewohnter Zuverlässigkeit besorgt unter dem Titel «Wichtige Publikationen zur Volkskunde in der DDR aus den Jahren 1967–1968»). Die Herausgeber bedauern, dass diesmal, trotz ihren Aufforderungen, keine Eingänge für die Rubrik «Sie fragen – wir antworten» erfolgten.

Jottings from the Field. Unter diesem Titel gibt die University of California, Los Angeles, für ihr Folklore and Mythology Program ein jährlich zweimal erscheinendes Mitteilungsblatt heraus, das neben lokalen Universitätsnachrichten eine ganze Menge von Angaben über Publikationen und Vorhaben von grösserem Umfang enthält, die auch für uns aufschlussreich und bedeutsam sein können. Es seien als Beispiele erwähnt: Dictionary of American popular beliefs and superstitions, American folk medicine, Index of American folk legends, Collection of amulets, Bibliographic projects.

The Goschenhoppen Region. A folklife journal devoted to the history and folk culture of America's oldest existing Pennsylvania Dutch community. Published quarterly. Goschenhoppen Folklife Museum, Vernfield. Pennsylvania 18973, USA. – Eine gut geführte Regionalzeitschrift (mit Heften von ungefähr 24 Seiten), die deswegen interessant ist, weil sich in ihr Aufsätze und Bilder zur Kultur des Pennsylvania Dutch finden; bei der Goschenhoppen Gegend handelt es sich im wesentlichen um Mennoniten, die ihr Brauchtum wegen ihrer ausgeprägten Gruppenabgeschlossenheit gut bewahrt haben. Im "Aller Heil Issue 1968" findet sich ein illustrierter Aufsatz über den Weihnachtsbaum der Gegend. Weitere Beiträge bringen Angaben über das weihnachtliche Festessen und über frühe Grabinschriften. In der «Lichtmess»-Nummer 1969 finden sich Artikel über den ländlichen Töpfer Stahl vom Powder Valley, über das Brauchtum der Zeit von Lichtmess bis Ostern, über die Hausschlachtereien und über weitere Grabinschriften.

Alfred Höck und Dieter Kramer, Museum und Schule. In: *Heimatkunde und Gesamtunterricht. Hessischer Rundfunk, Schulfunk*, Januar–Juli 1969, 26–48. – Zwei erfahrene Praktiker geben eine Menge von guten Ratschlägen und beherzigenswerten Ideen, wie man Museumsbesuch und Museumsausstellungen für den Schulplan sinnvoll gestalten könne. Die praktischen Beispiele sind auf hessische Museen zugeschnitten; sie gelten aber ebenso gut für andere Regionen. Am Aufsatz schließt ein nützliches «Verzeichnis der Museen in Hessen» an (48–57, 1 Karte), wobei jeweils Adresse, Öffnungszeiten und Sammelgebiete angeführt sind.

Leo Schelbert, Die Wanderungen der Schweizer. Ein historischer Überblick. *Saeculum, Jahrbuch für Universalgeschichte* (Freiburg/München) 18 (1967) 403–430. – In einem glänzend geratenen Abriss legt der in Amerika dozierende Schweizer Gelehrte einen Versuch vor, die Gesamtheit der schweizerischen Wanderungsmodelle in ihrer Natur, Richtung und demographischen Bedeutung zu erfassen und zu deuten. Damit werden sie aus der Vereinzeltheit dargestellter Erscheinungen herausgenommen und als grosses, historisches schweizerisches Gesamtproblem gesehen. Zunächst werden die jahreszeitlich bedingten oder temporären Wanderungsbewegungen untersucht, unterteilt in militärische (Söldner) und zivile (Saisonarbeiter) Wanderungen; anschliessend geht der Verfasser kurz auf die permanente Auswanderung ein, die zu Ansiedlungen in Europa, Lateinamerika, Nordamerika und Australien führte. Die beigegebenen Tabellen, welche die Zahlen oft über Jahrhunderte hinweg auswerten, weisen mit erstaunlicher Klarheit auf die demographischen Zusammenhänge. Ebenso erstaunlich ist des Verfassers umfassende Kenntnis der einschlägigen Literatur.

Leopold Kretzenbacher, Romanisches Agonalbrauchtum im slawischen Südosten. *Das romanische Element am Balkan. III. Grazer Balkanologen-Tagung 1968* (München, Dr. Rudolf Trofenik, 1968) 16–32. – Aus seiner überlegenen – erlebten und erlesenen – Kenntnis der südosteuropäischen Völker heraus hat Kretzenbacher seinen Beitrag zum Thema des romanischen Elementes auf dem Balkan gestaltet. Er hat hiezu ein kennzeichnendes *signum* romanischer Gestaltung städtisch bestimmter Lebensart gewählt, nämlich das Erbe an immer noch zur Schau getragenen Agonalbrauchtum. Er weist es auf am Schau-Brauchtum, wie es von festen burschenschaftlich-männerbündischen Gemeinschaften getragen wird, etwa von den Kumpanijen auf Korčula oder von der Jungmannschaft zu Sinj mit ihrem Lanzenstechen nach der *alka*. In allen diesen Erscheinungen haben sich romanisch-ritterliche Sportarten über eine städtisch-italienische Vermittlung (besonders stark natürlich eine venezianische) zum Eigengut der slavisch-mediterranen Zone entwickelt.

Leopold Kretzenbacher, Wie «Ewig» ist die Ewigkeit? Zu einem Motiv der Brandanslegende im 'Krumauer Bildercodex'. *ADEVA Mitteilungen* (Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt), Heft 18, März 1969, 7–17, 1 Abb. – Um 1360 ist in Krumau

in Böhmen eine grossartige Bilderhandschrift entstanden, die auf 172 Blätter Federzeichnungen in je zwei oder drei Reihen übereinander bietet. Der oben erwähnte Grazer Verlag hat 1967 davon eine bewundernswerte Faksimile-Ausgabe herausgebracht (DM 703.-). Leopold Kretzenbacher benützt eine Würdigung dieser Neuausgabe, um in weitgespannten Bezügen und mit tiefem menschlichen Verständnis auf ein Thema der Brandanslegende einzugehen. Es ist das Thema, in dem die Härte der ewig dauernden Strafe, wie sie in der kirchlich-dogmatischen Ewigkeitslehre verankert ist, zwar nicht aufgehoben werden kann, wohl aber gemildert wird, denn in der Legende ist eine Unterbrechung der Ewigkeitsqual in periodischer Wiederkehr geduldet. Kretzenbacher schliesst mit den beglückenden Worten des neugriechischen Dichters Nikos Kazantzakis: «Alle Sünden werden ausgelöscht und alle Sünder erlöst. Auch Satan selbst wird erlöst werden».

Richard Wolfram, Altformen im Tanz der Völker des pannonischen und Karpatenraumes. *Volksmusik Südosteuropas = Südosteuropa-Schriften*, 7 (München, Dr. Rudolf Trofenik, 1966) 109–139, 9 Abb. – Wie Wolfram schon in einem früheren Aufsatz die Formen des Volkstanzes der südosteuropäischen Völker darstellte, zeigt er nun in der vorliegenden Abhandlung mit überlegener Meisterschaft und zum grössten Teil aus eigener Anschauung heraus eine Auswahl altartiger Tänze aus dem Gebiet Pannoniens und der Karpaten. Trotz der Buntheit der ethnischen Zusammensetzung, die er uns zunächst vor Augen führt, entwickelten sich auch in diesem Raum eine Reihe von gemeinsamen Zügen. In vorzüglichen Skizzen gliedert er diese in einzelne Elemente auf; sieben davon beschreibt er gesondert. Es sind die Kettentänze, die heute fast nur noch in den Kinderreigen und im Tanz der Mädchen zu sehen sind, dann die Hochzeitstänze mit der Spezialform der Kerzentänze, die tiernachahmenden Tänze (vor allem die Bären- und Pferdetänze), die Brauchtumstänze der Burschen (Initiationstänze, Schwerttänze), die Hajduken- und Hirtentänze, der magyarische Rekrutenwerbungstanz «Verbunk» und endlich die Drehtänze (vor allem der Csárdás). Da es sich in allen Fällen um Altformen des Tanzes handelt, sind Wolframs Ausblicke in die alten Kulturepochen besonders interessant und wertvoll.

Niko Kuret, «Erster» und «letzter» in den Frühlingsbräuchen der Slowenen. *Lětopis* (Bautzen), Reihe C, 11/12 (1968/69) 130–138, 1 Karte. – Die Hirtenbräuche im Zusammenhang mit dem Ersten und dem Letzten sind im ganzen nördlichen Gebiet Sloveniens auf Pfingsten gelegt, nur in der südlichen Weisskrain haften sie an Christi Himmelfahrt und im Görzer Gebiet an Fronleichnam. Die übliche Form des Brauchtums besteht im Wettlauf zum Maibaum mit dem Ausrufen des Ersten als Pfingstkönig und derben Verspottungen des Letzten (wobei Brennesseln und Frösche eine Rolle spielen). Bei der Deutung des Brauches weist Kuret – mit aller nötigen Vorsicht – auf die eigenartigen Namenszusammenhänge zwischen dem Herdengott der Litauer *Goniglis*, *Gongele* und dem slovenischen König *Gonjaš*, der danach als Verkörperung des Herdengottes auf slovenischem Gebiet zu betrachten wäre. Diese Zusammenhänge wären zugleich ein Beweis mehr für die engen Beziehungen der Balten und Slaven in ihrer Urheimat und für die Hypothese, wonach sich den slavischen Wanderungen auch baltische Stämme angeschlossen hätten.

Felix Karlinger, Die Funktion des Liedes im Märchen der Romania. Salzburg/München, Anton Pustet, 1968. 16 S. (Salzburger Universitätsreden, 34). – Gesungene Lieder im Märchen kommen im Bereich der Romania relativ häufig vor. Karlinger geht in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Salzburg ihrer Bedeutung nach. Seine beigebrachten Beispiele zeigen deutlich, dass mit dem Singen das Durchbrechen des magischen Zirkels und das Ansprechen des Unterbewussten im verzauberten Helden erreicht werden sollen. In der Märchengruppe vom singenden Knochen wird mit dem Lied der Mörder herausgefunden. Das gesungene Lied ist ein wesentliches Charakteristikum des Märchens als einer Gattung, die mündlich erzählt wird.

Gerda Schmitz, Eine Wandbilder-Serie der Firma Eduard Gustav May, Frankfurt a. M. *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 15 (1968) 125–134, 8 Abb. – Seit der bahnbrechenden Arbeit von Wolfgang Brückner und Christa Pieske über den trivialen Wandschmuck ist das Interesse an dieser Bilderproduktion beträchtlich gestiegen. Wir begrüßen deshalb jeden Beitrag zu diesem Thema, ganz besonders wenn es sich um eine derart köstlich und auch motivisch so ergiebige Serie der May-Produktion handelt, wie sie Gerda Schmitz uns vorlegt. Es handelt sich um acht Darstellungen aus dem Jägerleben, die nach 1878 gedruckt wurden. Besonders hingewiesen sei auf die Themen: «Des Jägers Leichenzug», «Des Jägers Wiedererwachen» (im Sarge), «Des Jägers Hochzeitsfest» und «Des Jägers Grab». Der Begleittext macht auf verwandte Bilder aufmerksam.

Marie-Louise Nabholz-Kartaschoff, Ikatgewebe aus Südeuropa. *Palette* (Hauszeitschrift der Firma Sandoz AG, Basel) 1968, Nr. 30, 1–13, 17 (teilweise farbige) Abb. – Die Verfasserin vermittelt uns einen knappen, aber sehr gehaltvollen Überblick über die europäischen Ikatgewebe, versehen mit prächtigen Abbildungen. Bis vor kurzem wurden derartige Gewebe noch von Bäuerinnen in Schweden und Finland hergestellt; heute ist die Technik nur noch auf der Insel Mallorca lebendig. Die Anreger zur südeuropäischen Ikattechnik in Italien und Mallorca waren die Araber; auf der italienischen Tradition baute dann die Lyoner Seidenindustrie ihre prunkvollen Ikattücher auf. Neben dem historischen Abriss erfahren wir auch die Grundbegriffe der komplizierten Technik.

Gids voor de kruidentuin van het Nederlands Openluchtmuseum. Arnhem, Vereniging «Vrienden van het Nederlands Openluchtmuseum», 1968. 88 S., Abb. – Das Heft stellt einen Beitrag zur Heilkräuterkunde und zu den Kräutergärten dar. Die Einleitung (der Verfasser nennt sich nirgends) berichtet vom Zustandekommen und der Anlage des Gartens im niederländischen Freilichtmuseum von Arnhem. Der Hauptteil bringt die Aufzählung der einzelnen Pflanzen in alphabetischer Reihenfolge nach den lateinischen Namen; für jede Pflanze werden ihr Vorkommen und ihre Verwendung in der Heilkunde und Volksmedizin angeführt. Den Beschluss macht eine umfangreiche Bibliographie meist niederländischer Werke, doch finden sich auch deutsche und englische Titel.

Karl Haiding, Fahrzeuge des steirischen Ennsbereiches und des Ausseer Landes. 1. Teil. *Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark* (Graz) 60 (1969) 173–198, 7 Abb. – Der Aufsatz Haidings über primitive Schleifenformen besticht vor allem durch seine genauen, meist selbst erfragten Sachangaben und durch die getreue Wiedergabe der Dialektbezeichnungen. Haiding beschreibt zunächst die verschiedenen Formen der Astschleifen, wie sie im Einzugsgebiet des von ihm geleiteten Heimatmuseums Trautenfels für den Transport von Nadelreisig, Rinde, Farn und Laub für Stallstreue, Heu, erlegtem Wild und Holzscheitern benützt werden. Sie werden gezogen von Menschen, Ross oder Ochs. Die Stangenschleifen und Heuziehbretter sind vorwiegend für den Transport von Heu als Gleithilfe gebraucht. Daneben kommt aber auch der Heuzug ohne Unterlage vor, also das «Schleifen der Sache selbst» als primitivster Form des Transportes.

Henri Rinnen, Luxemburger Vogelnamen. *Bulletin linguistique et ethnologique* (Luxembourg) 15 (1969). 51 S. – Der Verfasser, Bibliothekar der Section de Linguistique, de Folklore et de Toponymie am Institut Grand-Ducal in Luxemburg, hat mit seinem Vorhaben, die mundartlichen Luxemburger Vogelnamen zusammenzustellen, den Zweck verfolgt, den Linguisten und den Vogelfreunden die langsam schwindenden Namen zu erhalten. Er weist in seinem Vorwort darauf hin, dass der Einfluss des Hochdeutschen durch die Schule und durch die deutschen Vogelbestimmungsbücher zur Folge hat, dass hochdeutsche Namen sogar für ganz allgemein bekannte Vögel gebraucht werden. Nun, derartige Erscheinungen kommen überall vor, und sie lassen sich leider nicht ausmerzen. Rinnens Aufstellung bringt in der linken Kolonne untereinander die schriftdeutschen,

lateinischen, französischen, holländischen und englischen Namen; ihnen gegenüber stehen alle bekannten Luxemburger Dialektnamen. Die Register bringen überdies – gesondert – alle lateinischen, französischen und Luxemburger Namen in alphabetischer Anordnung.

Wildhaber

Museumskataloge

Pennsylvania German fraktur and color drawings. Introduction by *Don Yoder*, texts by *Vernon S. Gunnion* and *Carroll J. Hopf*. Catalogue. Lancaster, Pennsylvania, Pennsylvania Farm Museum of Landis Valley, May 19–June 30, 1969. 72 (nicht pag.) S., 80 (teilweise farbige) Abb. – Wer sich für die gezeichneten und gemalten Blätter, z.B. Taufbriefe und Vorschreibübungen, interessiert, wird diesen amerikanischen Katalog mit grossem Vergnügen und reichem Gewinn zur Hand nehmen. Nicht nur ist er ausgestattet mit erlesenen Beispielen dieser amerikanischen «Fraktur»-Volkskunst, sondern dazu bieten die Erläuterungstexte eine ganz vorzügliche Einführung, versehen mit den wichtigsten Literaturangaben. Don Yoder gelingt es in seiner Einleitung, alle Probleme der Form, Bedeutung, Funktion in der Gemeinschaft, des Herstellers und des Konsumenten blitzartig zu erhelten; vor allem wird der Unterschied zwischen der Produktion der Sektengemeinschaften (Ephrata, Schwenkfelder und Mennoniten) und derjenigen der lutheranischen und reformierten Kirchen mit ihren Taufscheinen und Patenbriefen in schönster Weise herausgearbeitet. Diese verschiedenen Gruppen werden jeweils mit einem kurzen Text, der die historischen und technischen Fragen behandelt, und mit vorzüglichen Belegbeispielen erläutert.

Staatliches Museum Schwerin. Volkskundliche Sammlungen. Bauernkultur in Mecklenburg, II: Das Mobiliar. Text: *Ralf Wendt* und *Marianne Voss*. 1967. 100 S. mit 63 Abb. – 1962 erschien der erste Katalog der Volkskundlichen Sammlungen des Museums in Schwerin; er enthielt das bäuerliche Arbeitsgerät. Nun folgt ihm ein zweiter über das bäuerliche Mobiliar. In Mecklenburg handelt es sich um ein sozial und ökonomisch rückständiges Land; die Häuser waren bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts verhältnismässig möbelarm. Erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts steigen die Wohnansprüche des Bauern; der Kleiderschrank findet Eingang und ersetzt die Truhe; vielfach wird auch ein eigenes Schlafzimmer eingerichtet. Die Objekte des Museums datieren im wesentlichen aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Die charakteristischen Möbelstücke werden in 63 Abbildungen gezeigt; dazu geben die Verfasser eine allgemeine Übersicht und eine zugehörige Beschreibung des abgebildeten Objektes. Damit erhalten wir einen guten Einblick in das bäuerliche Mobiliar einer klar umrissenen Landschaft.

Irmgard Simon, Hamaland-Museum Vreden. Kulturgeschichtliche Zeugnisse aus Stadt und Land. Selbstverlag der Stadt Vreden (Westfalen), 1969. 101 S., Abb. – Zunächst gibt uns Irmgard Simon einen Überblick über die Geschichte des Museums. Es musste nach dem Kriege neu aufgebaut werden und wurde 1952 wieder eröffnet. Die Sammlung ist noch nicht abgeschlossen; der Einzugsbereich für das Heimatmuseum besteht aus dem Stadtgebiet von Vreden im westlichen Münsterland und dem die Stadt umgebenden Gebiet der Gemeinde Ammeloe. Das Sammlungsgut ist stark bäuerlich-volkskundlich ausgerichtet. Die bäuerlichen Arbeitsgeräte sollen in einem besonderen Fachwerkhaus aufgestellt werden; dazu sollen noch einige kleinere Hofgebäude kommen. – Der Katalog bringt sodann eine Reihe schöner Abbildungen von Objekten aus allen Sparten des Museums, versehen mit dokumentarischen Angaben und knappen Sacherklärungen. Den Beschluss bildet ein eingehendes Literaturverzeichnis.

Wildhaber